





1378.





# Kriegserinnerungen

aus

1870/71.



## Soldatengeschichten

von

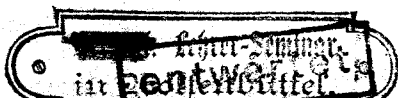
O. Elster.



Berlin.

Verlag der Liebelschen Buchhandlung

SW. Deffauerstraße 19.



Mit Vorbehalt aller Rechte aus dem Gesetz über das Urheber-  
recht vom 11. Juni 1870.



## Inhalt.

---

1. C'est la guerre . . . . .	1
2. Ein Patrouillenritt . . . . .	8
3. Zwischen den Schlachten . . . . .	17
4. Auf Vorposten . . . . .	29
5. Ein Adjutantenritt . . . . .	41
6. Der Befehl . . . . .	50
7. Ein Wiedersehn . . . . .	57
8. Der Mutter Weihnachtsbriefe . . . . .	64
9. Die letzten Schüsse im Feldzuge 1870/71 . . . . .	76
10. Auf dem Felde der Ehre . . . . .	84
11. Im Manöver . . . . .	90







## C'est la guerre!

„Sie werden heute Abend zehn Uhr mit Ihrem Zuge nach La Mare marschiren, Herr Lieutenant, dort den Ausgang nach Metz zu besetzen, die Einwohner, wenn nöthig, aus dem Schlafe wecken, sie über unsere Vorpostenlinie zurück transportiren lassen und dann das Dorf in Brand stecken. Aber gründliche Arbeit bitte ich mir aus. Das Nest muß vom Erdboden verschwinden!“

„Zu Befehl, Herr Oberst-Lieutenant!“

Oberst-Lieutenant von Meyern wandte sich, leicht mit dem Zeigefinger der rechten Hand den Schirm seiner Mütze berührend, ab, und ich ging zu meinem Hauptmann, um diesem den Befehl des Oberst-Lieutenants und Vorposten-Kommandeurs mitzutheilen.

„Das ist kein leichter Auftrag, lieber Berger,“ meinte mein Hauptmann, eine lange, hagere Gestalt mit großem Schnurrbart und rother Habichtsnase. „Nehmen Sie sich nur in Acht, daß ihnen die verdammten Rothhosen nicht zu nahe kommen. Nun, wir werden schon aufpassen. Die Bereitschaftsstellung ist für diese Nacht befohlen worden. Uebrigens habe Fähnrich von Kerrlich Ihrem Zuge zugetheilt. Dem Bürschchen thut es ganz gut, wenn ihm einmal die Kugeln um die Ohren pfeifen.“

Fähnrich von Kerrlich, ein blondlockiger Jüngling, mit blizenden, fröhlichen, blauen Augen, der erst vor einigen Tagen mit dem Ersatz bei dem Regimente eingetroffen war, hatte sich bei den jüngeren Offizieren rasch durch seine muntere Laune und seine kriegerische Be-

geisterung beliebt gemacht, während er den etwas pedantischen Hauptmann durch einige tolle Streiche verstimmt hatte. Aber so recht gram konnte auch der Hauptmann dem frischen Jungen nicht sein, denn wenn es hieß „Freiwillige zu einer gefährlichen Patrouille vor,“ dann war sicherlich unser Fähnrich der erste, welcher sich meldete. Trotzdem er nun von dem Hauptmann fleißig auf Patrouille geschickt war, so hatte er doch zu seiner großen Enttäuschung noch keine feindliche Kugel pfeifen hören, da während seiner Anwesenheit bei dem Regimente keine Gefechte stattgefunden hatten, bei denen wir theiligt gewesen waren. So freute sich denn der kriegslustige, junge Enthusiast ganz besonders auf die Abenteuer der bevorstehenden Nacht und meldete sich bei mir mit freudestrahlendem Angesicht.

„Nicht war, Herr Lieutenant,“ sagte er, „ich darf die Spitze führen? Ich kenne das Terrain bei La Maje wie meine Tasche.“

„Das Vergnügen können Sie haben,“ erwiderte ich. „Aber lassen Sie sich nicht verführen, zu weit vorzugehen. Ein Gefecht soll möglichst vermieden werden.“

Das Dörfchen La Maje lag etwa in der Mitte zwischen unserer und der französischen Vorpostenlinie und diente den Feinden bei ihren häufigen Ausfällen aus dem ringsum eingeschlossenen Netz häufig als Stützpunkt, aus dem sie dann schwer wieder zu vertreiben waren. Dies war auch der Grund, weshalb jetzt der Befehl gegeben war, das Dorf niederzubrennen.

Es war ein stürmischer, regnerischer Abend, als ich mit meinem Zuge unter tiefstem Schweigen die Vorpostenstellung verließ und auf dem fast grundlosen Feldwege lautlos nach dem dem Verderben geweihten Orte abrückte. Unsere Truppen lagen in den vorbereiteten Stellungen, die Pikets und Unterstützungstrupps standen unterm Gewehr und die Artilleristen bei ihren Geschützen, um

einem etwaigen Angriff der Feinde sofort entgegentreten zu können. Aufmerksam starrten die Doppelposten in die schwarze Nacht hinaus. Ein lebhafter Patrouillengang war angeordnet worden.

Ich hatte eine Sektion unter Führung des Fähnrichs von Kerrlich vorausgeschickt und folgte selbst an der Spitze des Haupttrupps.

Der Regen hatte aufgehört, die von dem heftigen Wind zerrissenen Wolken eilten in hastigem Fluge an den klar blinkenden Sternen vorüber. Rechts von uns erhob sich die dunkle Masse des Forts Blappeville und der mächtige Bergfegcl St. Quentin; links rauschten leise die Wellen der Mosel, an deren jenseitigem Ufer das Fort St. Julien sich aufthürmte. Gerade vor uns befanden sich die Wälle der Festung Metz, hinter ihnen die Dächer und Thürme der Stadt, überragt von dem majestätischen Bau der Kathedrale. Einzelne Lichter des Forts und der Stadt flimmerten zu uns herüber. In der Ebene vor uns, keine fünfhundert Schritt entfernt, lag todtcnstill und im tiefsten Dunkel das Dörfchen La Mare, durch welches sich der Feldweg nach Metz zog.

Nach kurzer Zeit langten wir in dem Dorfe an. Fähnrich von Kerrlich hatte mit seiner Sektion den nach Metz führenden Ausgang besetzt. Ich gab ihm noch eine Sektion zur Unterstützung und vertheilte dann meine Leute, um die im tiefen Schlafe liegenden Bewohner zu wecken. Viele derselben hatten sich bereits bei Anfang der Belagerung geflüchtet, so daß wohl die Hälfte der Häuser und Gehöfte leer stand. Ich selbst begab mich zum Maire, um ihm das Schicksal des Dorfes mitzutheilen.

Mit bleichem Gesicht und angstvollen Augen trat mir der weißhaarige Mann, ein biederer Landmann, entgegen.

„O mon commandant,“ rief er, „es ist ja nicht möglich, daß die Preußen so grausam sind! O, das arme Dorf, die armen Leute!“

„C'est la guerre, monsieur! Ihre Landsleute haben von dem Dorf aus oft unsere Vorposten überfallen, wir müssen uns vor diesen Ueberfällen schützen. Also versammeln Sie die Einwohner, nehmen Sie Alles, was Sie tragen können mit sich, einige meiner Leute werden Sie nach unseren Vorposten bringen, dann müssen Sie sich in den umliegenden Dorfschaften eine Unterkunft suchen. Aber rasch, in einer Stunde muß das Dorf geräumt sein.“

Jammernd versammelten sich die Einwohner auf dem freien Platze vor der Mairie. Greise und unmündige Kinder, trogige Männer und weinende Frauen! Ihre wenigen Habseligkeiten schleppten sie herbei; das Vieh, welches ihnen die requirirenden Patrouillen gelassen, wurde fortgetrieben und weinend, jammernd, fluchend und betend setzte sich der Haufe unter Führung einer starken Patrouille meiner Leute in Bewegung.

„Vorwärts! An die Arbeit!“ kommandirte ich, und die Soldaten verschwanden in den Gassen des Dörfchens. Sie waren mit Pechkränzen und anderen Brennmaterialien ausgerüstet. Hier und da flammte jetzt ein Feuerschein auf. Die Heuschuber und Scheunen fingen zuerst Feuer. Brasselnd, knisternd fraßen sich die Flammen weiter. Der heftige Wind trug die sprühenden Funken von einem Haus zu dem andern, und in kurzer Zeit waren sämtliche Gebäude des Ortes von dem Feuer ergriffen.

Plötzlich knatterten draußen am Eingang des Dorfes die Gewehre. Von dem Felde her antworteten Schüsse, die Kugeln der Chassepots pfften uns um die Ohren. Jetzt bligte es auch auf dem Fort Blappeville, dem St. Quentin und St. Julien auf; ein dumpfes Krachen ertönte und fausend und schnaubend zischten einige Granaten in das brennende Dorf, daß die Flammen nur noch höher aufloderten. Draußen aber am Eingang der Ortschaft knatierten ohne Unterbrechung die Schüsse. Geschrei und

Lärm wurde laut. Ein Mann des Fähnrichs von Herrlich kam auf mich zugestürzt und meldete:

„Die Franzosen greifen in der Stärke von zwei Kompagnien an.“

Ich ließ zum Sammeln blasen, dann eilte ich im Lauffschritt mit meinem Zuge durch das brennende Dorf dem Fähnrich zu Hülfe.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, um einer Attacke des Feindes entgegenzutreten. Beim Scheine der Flammen sah man die Franzosen in dichter Kolonne auf den Eingang losstürzen.

„Rechts und links marschirt auf! Marsch, marsch! Chargirt! Fertig! Legt an — Feuer!“

Die Salve krachte dem anstürmenden Feinde entgegen und machte ihn stutzig. Die Kraft des Angriffs war gebrochen. Der Feind warf sich hinter die Hecken, suchte Deckung und eröffnete ein lebhaftes Feuergefecht.

Ich sah jedoch bald ein, daß ich zum erfolgreichen Widerstande zu schwach war. Auch hatte ich keinen Auftrag, mich in ein ernsthaftes Gefecht einzulassen und so brach ich nach und nach das Gefecht ab und zog mich um das brennende Dorf zurück in der Hoffnung, jenseits desselben auf eine Unterstützung seitens unserer Vorposten zu stoßen.

Ein einziges Feuermeer bildete jetzt das Dorf, welches vor Kurzem noch so still und dunkel dagelegen. Einzelne Hunde heulten um die brennenden Gehöfte; Hühner flohen schreiend und kreischend davon, die Tauben flatterten ängstlich um ihre zerstörten Wohnungen und verschwanden dann im Dunkel der Nacht. Der Feind folgte uns nicht nach dem brennenden Dorf, denn Schlag auf Schlag sausten jetzt die Granaten von den umliegenden Forts in den unglücklichen Ort, die Zerstörung noch vermehrend und beschleunigend.

Im Lauffschritt eilten wir durch die Hauptstraße,

während es um uns krachte, zischte und knisterte, während Balken und Mauern einstürzten und ein Funkenregen uns überschüttete.

Wir hatten fast das Ende des Dorfes erreicht, da tönte plötzlich ein gellender Schrei an unser Ohr.

„Sehen Sie, Herr Lieutenant,“ rief Fähnrich von Herrlich, welcher neben mir marschierte, „dort in dem brennenden Hause ist noch ein Mensch!“

„Wahrhaftig! Wie kommt die Unglücksperson dahin?“

Aus einem Fenster im zweiten Stock eines brennenden Bauernhauses lehnte sich die Gestalt eines Weibes heraus und streckte uns die Arme entgegen.

„Au secours! Au secours!“ kreischte sie, während hinter ihr bereits das Dach zusammenstürzte und die Mauern wankten.

„Rasch eine Leiter!“ rief ich. Aber schon war Fähnrich von Herrlich nach dem Hause gestürzt und in verwegener Tollkühnheit kletterte er an dem Weinspalier empor, das sich fast bis zum Fenster hinaufzog. Wir eilten ihm zu Hülfe. Jetzt hatte er das Fenster erreicht. Er schwang sich in den mit Dampf und Feuer bereits angefüllten Raum, ergriff die Frau und reichte sie den sich entgegenstreckenden Händen der untenstehenden Soldaten zu.

„Zurück! Zurück!“ rief es hinter uns; „das Haus stürzt ein!“

Unwillkürlich sprangen wir einige Schritte zurück. Mehrere Granaten sausten gleichzeitig über unsere Köpfe weg und schlugen prasselnd in das Haus. Ein Funkenregen sprühte empor! Ein Krachen — ein Bersten — ein Zischen und Heulen — das Dach stürzte ein — die Mauern wankten und fielen mit furchtbarem Krachen zusammen! Ein glühender Trümmerhaufen war das Haus, in den die Granaten mit großer Präzision hineinschlugen.

„Wo ist der Fähnrich? — — —“

„En avant! En avant!“ ertönte jetzt das französische Kommando in unserm Rücken. Wir konnten uns um das zusammengestürzte Haus und den unglücklichen Kameraden nicht mehr bekümmern. Der Feind war kaum zwanzig Schritt von uns entfernt. Ein wüthendes Handgemenge entspann sich. Wir mußten der Uebermacht erliegen. Da hörte ich plötzlich die Stimme meines Hauptmanns: „Zur Attacke Gewehr rechts! — Fällt das Gewehr — marsch — marsch!“ und mit donnerndem Hurrah stürzten sich die Kameraden auf den Feind. — —

Das Gefecht war zu Ende! Die Franzosen hatten sich wieder nach ihrer Postenkette zurückgezogen, und auch wir marschirten durch den dämmernden Morgen in unsere alten Stellungen. Ein schwarzer, rauchender Trümmerhaufen lag das unglückselige Dorf da. Von dem Fähnrich von Kerrlich, dem lustigen, jungen Blut, der mit so frohen Hoffnungen hinausgezogen war in den Krieg für König und Vaterland, haben wir nichts wieder gesehen. Die Frau, welche er mit Aufopferung seines eigenen Lebens gerettet hatte, eine siebzigjährige Greisin, überlebte die entsetzliche Nacht ebenfalls nicht; sie erlag den erlittenen Brandwunden.

Als nach der Kapitulation von Metz die Bewohner wieder in das zerstörte Dorf einzogen und die Trümmer aufräumten, da fanden sie auch die verkohlten Ueberreste des Jünglings. Wir begruben ihn in dem schattigen Park, welcher das Gehöft, in dem er den Tod gefunden, umgab. Drei knatternde Salven waren der letzte Gruß an den tapfern Kameraden.

Der alte Maire des Dorfes wohnte dem Begräbniß bei. Gleichmüthig wandte er sich ab, als ich zu ihm trat, um ihn zu bitten, für das Grab Sorge zu tragen, und sprach: „C'est la guerre, monsieur.“ —

---

## Ein Patrouillenritt.

Nach den Schlachten von Spichern und Wörth hatte die französische Armee ihren Rückzug so rasch angetreten, daß deutscherseits die Fühlung mit dem Feinde verloren gegangen war. Nun hieß es: Kavallerie vor! um die Fühlung wieder zu gewinnen. Bei der zweiten Armee des Prinzen Friedrich Karl war es hauptsächlich die fünfte Kavallerie-Division, Kommandeur General-Lieutenant v. Rheinbaben, welche, der auf die Mosel vorrückenden Armee weit vorausseilend, die wichtigsten Meldungen bringen konnte. Ihr schloß sich die Garde-Kavallerie-Division rühmlichst an, besonders die Garde-Ulanen-Brigade und die Garde-Drögoner, bei deren 2. Regiment ich als Einjährig-Freiwilliger diente.

Bei Dieulouard hatten wir die Mosel überschritten. In dem benachbarten Pont-à-Mousson hatte die Husaren-Brigade v. Redern ein französisches Infanterie-Bataillon vertrieben, das eiligst nach Metz abgedampft war. Die Husaren hielten Pont-à-Mousson besetzt, bis die nachrückende Infanterie erschien.

In Dieulouard befanden wir Garde-Drögoner uns auf dem äußersten linken Flügel. Raum zwei Meilen von uns entfernt lag Nancy, drei Meilen vor uns die Festung Toul. Unter allen Umständen mußte in Erfahrung gebracht werden, ob und wie stark die Umgebung jener Städte noch vom Feinde besetzt war. Unsere Schwadron ward zu einer Erkundung auf Toul bestimmt.



Mit vorgenommenen Sicherheitsmaßregeln und vorschriftsmäßigen Seitenpatrouillen trabten wir an dem herrlichen Augustmorgen die gut gehaltene Heerstraße entlang, welche sich durch das wellige Gelände windet und mit dem plötzlich nach Norden einbiegenden Lauf der Mosel gleichsam ein Dreieck bildet, dessen Grundlinie von Dieulouard im Norden und von Toul im Südwesten begrenzt wird. Unsere linken Seitenpatrouillen hatten Einblick in das grüne, anmuthige Thal der Mosel, das sich bis Frouard hinzieht und sich nach Nancy zu erweitert, dessen Thürme man in der Ferne schimmern sah. In dem schroff abfallenden Thal und den seitlichen, tiefeingeschnittenen Schluchten befinden sich viele Eisenwerke und Gruben. Kleine Dörfer schmiegen sich an die Bergrücken, deren Ruppen herrliche Buchenwälder krönen.

Munter trabten wir dahin. Ich befand mich bei der Spitze, welche unser jüngster Lieutenant führte; Rittmeister v. Trotha ritt vorne an der geschlossenen Schwadron. Die Einwohner der Dörfer, welche wir durchritten, sandten uns feindselige, finstere Blicke zu. Der Trompeter, welcher die Spitze begleitete, meinte: „Wenn wir nicht in solch stattlicher Anzahl erschienen wären, würden wir hier nicht weit kommen. Sehen Sie, Einjähriger, den schwarzen Kerl in Blouse und Zipfelmütze! Wenn der nicht der Hauptmann einer Franktireurbande ist, dann will ich selbst es werden!“

Lachend ritten wir weiter. Der Trompeter, Frik Mahnert, war ein lustiger Bursche. Schelmisch bligten seine blauen Augen unter den blonden Brauen hervor. Krauses, kurzes Lockenhaar umgab das frische Gesicht, ein kleiner Schnurrbart, zierlich emporgedreht, verlieh dem Antlitz einen fecken, übermüthigen Ausdruck. Er war beliebt in der ganzen Schwadron.

„Sapristi,“ meinte der Trompeter nach einer Weile,

listig mit den Augen nach einer Gruppe kräftig-schlanker Dirnen zwinkernd, welche sich scheu in einem Gärtchen an der Straße zusammendrängten, „allerliebste Mädel haben sie in Frankreich! Das muß man ihnen lassen“.

„Wenn das Ihre Braut hörte, Trompeter,“ entgegnete ich lachend.

„Meine Braut — ah, meine kleine, süße Anne-Marie! — Einjähriger, versprechen Sie mir, meine Braut von mir zu grüßen, wenn ich falle.“ . . .

„Machen Sie sich doch keine Gedanken! Ich kann ebensogut fallen, wie Sie! Sie werden Ihre Anne-Marie schon wieder sehen.“

„Ja, ja! Wie heißt es doch in dem Liede: Louise, wisch ab dein Gesicht — eine jede Kugel trifft ja nicht.“ . . .

Piff — Paff! — Am Waldrande drüben krachten mehrere Schüsse und die Geschosse piffen uns um die Ohren.

Wir parirten die Pferde so scharf, daß sie fast auf den Hinterbeinen saßen.

Aus dem Walde brach plötzlich eine Patrouille feindlicher Chasseurs à cheval und jagte mit verhängten Zügeln das Wiesenthal entlang auf Toul zu. Die weißen Mäntel flatterten im Winde, die kleinen Berberpferde griffen tapfer aus.

Unser Lieutenant besann sich nicht eine Sekunde. „Marsch — marsch!“ kommandirte er und jagte mit geschwungenem Säbel der französischen Patrouille nach.

Wir folgten. Unsere Ostpreußen legten sich ins Zeug. Immer näher kamen wir den Jägern, deren kleine Berberschimmel nicht gegen unsere langbeinigen Ostpreußen aufkommen konnten.

Plötzlich tauchte hinter einer Walbede fast eine ganze feindliche Eskadron auf, welche sich mit lautem Geschrei auf uns stürzte. An eine Umkehr war nicht mehr zu

denken. Wir mußten den Kampf mit der feindlichen Uebermacht aufnehmen.

„Trompeter — zur Attacke geblasen!“

Hell schmetterte Frik Mahnert das Signal in die Luft, um dann die Trompete auf den Rücken zu werfen und den Säbel zu ergreifen.

Wir schwenkten von der Straße ab auf den weichen Wiesengrund. Im nächsten Augenblick prallten wir mit den französischen Jägern zusammen.

Hei! das war ein lustig Reiten und Kämpfen auf dem grünen Wiesenplan. Blizend fuhren die Klingen aneinander, wie funkelnde Schlangen. Die Pferde bäumten und wieherten hell, wie in froher Kampfesfreude.

Unser kleines Häuflein war umringt von der feindlichen Eskadron. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß wir unterliegen müßten. Aber an ein Ergeben dachte Niemand. Unser Haupttrupp mußte ja bald zur Stelle sein.

Frik Mahnert hatte sich von den Feinden freigemacht. Er setzte die Trompete an und blies abermals zur Attacke.

Da antwortete eine Trompete, welche das Galopp-signal hören ließ: „Schenkel an, Schenkel an, laß ihn laufen, was er kann!“

„Hurrah! Sie kommen!“ rief Frik Mahnert und warf sich wieder in den dichtesten Haufen der Feinde.

Und jetzt brauste die Schwadron unter dem Rittmeister heran. „Schenkel an! Schenkel an! Laß ihn laufen, was er kann!“ rief nochmals die Trompete, um dann das Marsch-Marschsignal hinauszuschmettern.

Klirrend, rasselnd, prasselnd stürzten die Kameraden auf die erstaunten französischen Jäger. Nur wenige Augenblicke dauerte der Wirrwar des Reiterkampfes, dann jagten die Chasseurs zurück, verfolgt von den waderen Garde-Dragonern.

„Huffah! Huffah!“ rief Fritz Mahnert. „Drauf und dran, Einjähriger! Das ist eine lustige Jagd!“

Weiter ging das wilde Jagen. Einzelne Häuser und Gärten tauchten auf. Hinter denselben mächtige Wälle und Bastionen. Die Chasseurs preschten in die Dorfstraße. Wir hinterdrein! Schreiend, kreischend stob eine Schaar spielender Kinder auseinander. Hunde fuhren wüthend bellend auf uns los. Drohend streckten sich uns die Fäuste der Einwohner entgegen. . . .

„Fritz Mahnert, es hat zum Sammeln geblasen!“

„Wahrhaftig! Sie haben Recht!“

Er parirte seinen Schimmel und wiederholte das Signal. Wir ließen von der Verfolgung der Chasseurs ab, die hinter den Häusern des Dorfes verschwanden.

Schnaubend schüttelten unsere Gänle die Köpfe, wie unwillig, daß sie die Verfolgung hatten aufgeben müssen. Ungeduldig scharrtten sie den Boden und zerrten an den Zügeln. Der Schweiß rann ihnen von den heftig auf- und abwogenden Flanken. Das war eine wilde, tolle Jagd gewesen!

Der Rittmeister sammelte die Schwadron auf einem kleinen freien Plaze und besprach sich mit seinen Offizieren.

„Sie, Einjähriger,“ flüsterte mir Fritz Mahnert zu, „sehen Sie einmal da hinauf! Wenn die alten Burschen anfangen zu brummen, dann sind wir futsch!“

Er wies nach den Festungswällen, von denen die gewaltigen Geschütze ernst auf uns niedersahen. Wir befanden uns in der That in einer Vorstadt der Festung Toul. Keine tausend Schritt von dem Thore der Festung entfernt. Weßhalb man uns von den Wällen der Beste nicht mit einigen Granaten begrüßte, begriff niemand von uns.

Der Rittmeister rief Fritz Mahnert und mich heran. „Die Festung scheint nur schwach besetzt zu sein,“ sprach

er und in seinem Auge blitzte es wagemüthig auf. „Wollen einmal sehen, ob wir sie überrumpeln können. Herr Lieutenant, reiten Sie mit dem Trompeter und dem Einjährigen zum Festungsthor und fordern Sie den Kommandanten zur Uebergabe auf.“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

Den Säbel eingesteckt, den Karabiner aber auf dem Schenkel, so trabte ich neben dem Offizier dahin, während Fritz Mahnert mit der Trompete in der Hand folgte.

Es war ein tollkühnes Unternehmen. Aber gerade seiner Tollkühnheit wegen konnte es gelingen. Der Kommandant konnte ja nicht wissen, ob wir nicht eine größere Truppenmacht hinter uns hatten.

Heute wäre ein solches Unternehmen nicht mehr möglich, da die Festung durch einen Kranz starker Außenforts umgeben ist.

Ueberrascht, erstaunt sahen uns die Einwohner der Vorstadt starren Auges nach. Sie begriffen offenbar nicht, daß eine so kleine Schaar Reiter es wagen konnte, eine starke Festung anzugreifen.

Wir passirten die steinerne Moselbrücke und näherten uns dem Festungsthor.

Fritz Mahnert hatte eine Latte aus einem Gartenzaun gerissen, das weiße Taschentuch des Lieutenants daran befestigt und ritt mit dieser Fahne als Parlamentär vor das Thor. Hell und klar schmetterte er sein Signal in die laue Sommerluft.

Eine kleine Seitenthür öffnete sich. Umgeben von einigen Offizieren trat der Kommandant der Festung, ein graubärtiger finster dreinblickender Kolonel, auf die Brücke.

Unser Lieutenant sprang aus dem Sattel und militärisch grüßend näherte er sich dem Kolonel, sein Pferd am Zügel führend.

„Ich habe die Ehre,“ sprach er, „den Kommandanten der Festung Toul vor mir zu sehen?“

„Oui, monsieur! Que voulez-vous?“

„Ich bringe die Aufforderung, die Festung unseren Händen zu übergeben und bin beauftragt, mit dem Herrn Kommandanten über die Bedingungen der Uebergabe zu unterhandeln“ . . .

Ein finsternes Lächeln zuckte über das verwitterte Gesicht des alten Soldaten. Dann maß er den jungen Dragoner-Lieutenant, der ihm so fest ins Antlitz schaute, mit düsterem Auge vom Scheitel bis zur Sohle.

„Repassiez une autre fois,“ \*) entgegnete er trockenen Tones und wandte sich ab, dem Thore wieder zuschreitend, das sich krachend hinter den französischen Offizieren schloß.

Unser Lieutenant lachte hell auf. „Alter Brummbär,“ rief er auf deutsch und sprang in den Sattel, indem er uns zurief: „Na, dann nur fix wieder zurück!“

Wir galoppirten zurück. Plötzlich krachte über uns der Donner eines schweren Geschüßes und weckte das Echo der nahen Berge.

„Alle Wetter, jetzt machen sie Ernst!“ rief Fritz Mahnert und brachte seinen Schimmel wieder in ruhigere Gangart, der erschreckt durch den Schuß davonstürmen wollte.

„Der Schuß schien aber nicht nur das Echo der Berge, sondern auch die Bewohner Toul's und der Vorstadt aus ihrer Unthätigkeit und Ueberraschung geweckt zu haben. Drohende Haufen versperrten uns den Weg. Kleine wurden auf uns geschleudert und plötzlich krachten einige Gewehrschüsse in einem nahen Garten, daß uns die Geschosse um die Köpfe sausten.

„Elende Gesellschaft! Auf Parlamentäre zu schießen! Vorwärts! Vorwärts!“

Ueberall knatterte jetzt Kleingewehrfeuer. Aus den Häusern! Aus den Gärten! Hinter Mauern und Hecken!

---

\*) „Kommt ein anderes Mal wieder.“

Mitten hinein in einen Haufen lärmender, tobender, drohender Männer sprengten wir. Fritz Mahnert blies das Attack-Signal. Dann hieben wir mit den flachen Klingeln drein.

In der Ferne hörten wir Schüsse. Unsere Eskadron mußte ebenfalls angegriffen sein. Trotzdem kam uns ein halber Zug zur Hilfe entgegen.

Aber immer mehr sammelte sich die Menge an. Immer bedrohlicher wurde unsere Lage. Die flachen Klingeln nutzten nichts mehr; wir hieben scharf zu und machten von unseren Karabinern Gebrauch. Wir wären in diesem uns ungünstigen Straßenkampf erlegen, wenn der Bevölkerung von dem Kommandanten der Festung militärische Hilfe geschickt worden wäre. Aber der alte Kolonel schien unsere Eigenschaft als Parlamentär zu respektiren. Er sandte keine Soldaten und auch das Feuer der Geschütze auf dem Walle ward eingestellt.

So schlugen wir uns denn bis zum Ausgang des Dorfes durch. Hier sammelte sich nochmals die Menge. Aber jetzt waren wir im Vortheil, da wir freies Feld vor uns hatten. Wie Spreu vor dem Winde zerstob die Bande, als wir zur Attacke anritten.

Hinter einer Waldecke sammelte der Rittmeister die Schwadron. Mehrere Dragoner fehlten.

„Trompeter, zum Sammeln blasen!“

Fritz Mahnert setzte die Trompete an die Lippen.

„Um Gotteswillen, Mahnert, was ist Ihnen?“ Er war todtensblaß; er schwankte im Sattel, aus einer Brustwunde sickerte Blut über den hellblauen Waffenrock. Aber er blies — blies zum Sammeln und dann die ersten Töne der Abendretraite . . .

Dann sank ihm die Trompete aus der Hand; er neigte das Haupt und fiel seitwärts aus dem Sattel.

Ich war vom Pferde gesprungen, fing ihn auf und ließ den braven Kameraden sacht auf den grünen Rasen gleiten.

„Vorbei — vorbei — — — grüße meine Anne-Marie . . . vorbei . . .“

In lautloser Stille hielt die Schwadron. Der treue Schimmel des Trompeters streckte schnobernd den Hals nach seinem Herrn aus . . . noch einmal schlug Frik die Augen auf:

„Grüße — meine — Anne-Marie . . .“

Sein Blick ward glasig . . . er streckte sich . . . ein leises Beben ging durch seine Glieder . . . ein tiefer Seufzer . . . es war vorbei . . .

Mehrere Dragoner hatten leichte Verwundungen davongetragen, Frik Mahnert, der lustige Trompeter, war der einzige Todte. Am Waldesrand betteten wir ihn unter dem grünen Rasen. Im raschen Trabe ging es dann nach Dieulouard zurück. Ich führte den ledigen Schimmel des wackeren Trompeters am Zügel. Zuweilen wieherte das Roß laut auf, als riefte es seinen todtten Herrn. — — —

---



## Zwischen den Schlachten!

Wir befanden uns auf dem Vormarsch gegen Metz. Die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Spichern waren geschlagen; der Feind hatte sich hinter die Mosellinie zurückgezogen; die Fühlung mit ihm war mehrere Tage lang verloren gegangen, so daß unsere Kavallerie den Hauptmassen der deutschen Armee weit vorausgeschickt wurde, um die Fühlung mit dem Feinde wieder zu gewinnen. Auch das Husaren-Regiment, in dessen erster Schwabron ich als Einjähriger diente, befand sich in der ersten Linie, und scharfen Patrouillendienst gab es für uns, um die Bewegungen des Feindes auszukundschaften. Stundenweite Ritte in flotter Gangart machten wir auf die Festung Metz zu und manche wichtige Botschaft ward von den flinken Husaren zurückgebracht.

Ein milder Augustabend war, als wir auf Vorposten lagen, um uns morgen wieder mit dem Gros unserer Division zu vereinigen. Man hatte genug erfahren; eine Hauptschlacht stand in den nächsten Tagen bevor, das fühlte ein jeder von uns und in ernstem Gespräch saßen wir um die leicht glimmenden Feuer, die voraussichtlichen Ereignisse der nächsten Tage besprechend. Schwere Verluste hatte unser Regiment schon bei Spichern erlitten, wo wir Stunden lang eingekesselt in einem Hohlweg dem Granatfeuer des Feindes ausgesetzt gewesen waren, bis uns die nachkommenden Kameraden von der Infanterie

durch ihren schneidigen Angriff auf die festungsartige Stellung des Feindes aus unserer gefährvollen Lage befreien. Vorwärts hatten wir nicht gekonnt, rückwärts nicht gedurft und so sank mancher brave Reitersmann zum Tode getroffen zur Erde, ohne den Feind auch nur einmal gesehen zu haben. Wir hatten somit die Feuer-taufe bereits erhalten, aber noch keine Gelegenheit gehabt, im frischen, fröhlichen Reiterkampfe unsere Klingen dem Feinde um den Kopf sausen zu lassen.

„Das kommt noch“, meinte schmunzelnd der graubärtige Sergeant, „kommen noch früh genug an den Feind, Einjähriger,“ fügte er sich zu mir wendend hinzu, „dann können Sie ja Ihre Studentenfechtkunst erproben. Aber ich sage Ihnen, so ein französischer Kürassierpalasch hat 'ne ganz andere Wucht, als das Spielthing, womit Ihr Studenten Euch die Gesichter zerkrakt. Also aufgepaßt, und nicht so 'ne windige Paraden gemacht, wie auf dem Fechtboden in Göttingen oder Heidelberg.“

Ich lächelte; ich war im Korps als der beste Schläger bekannt gewesen, ich würde auch hier schon meinen Mann stehen.

„Halt! Werda!“ rief der Posten vor dem Gewehr.

„Oberstlieutenant von Wettern.“ „Kann passieren!“

Es war unser Regiments- und Vorpostenkommandeur mit seinem Adjutanten. Der Feldwachkommandant trat an den Oberstlieutenant heran und machte die vorschriftsmäßige Meldung.

„Haben Sie neue Nachrichten von den Bedetten erhalten, Herr Lieutenant?“

„Nein, Herr Oberstlieutenant!“

„Senden Sie doch einmal eine Patrouille nach dem Walde dort nördlich unserer Postenkette. Man hat mir von dem Unteroffizierposten gemeldet, daß der Wald vom Feinde besetzt zu sein scheint.“

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant! — Sergeant,

nehmen Sie drei Mann, gut beritten, und sehen Sie zu, durch den Wald an die jenseitige Lisière zu kommen.“

„Befehlen, Herr Lieutenant. — Kommen Sie, Ginjähriger,“ wandte sich der graubärtige Sergeant dann an mich. „Ihre Fuchsstute geht wie der Teufel! Sie sollen mit von der Partie sein.“

Nach wenigen Minuten trabten wir mit noch zwei Husaren den Feldweg entlang, welcher auf das den Horizont dunkel abgrenzende Gehölz zuführte.

Am wolkenlosen Himmel hing die Sichel des zunehmenden Mondes und erleuchtete mit mattem Silberlicht die scheinbar im tiefen Schläfe ruhende Welt. Ein sanfter Westwind säufelte und raschelte in dem hohen Grase der Wiesen, welche unser Weg durchschnitt. Bald war das Gehölz erreicht; der Weg ward hier steiniger und der Hufschlag unserer Pferde weckte das Echo des schlafenden Waldes. Nichts regte sich; leise säufelte und seufzte nur der Wind im Gebüsch, sonst kein Laut.

„Jetzt rasch durch den Wald! Galopp!“ befahl der Sergeant und in schärfster Gangart preschten wir den vom Mond matt erleuchteten Weg entlang. Die Pferde schnauften, ihre Hufe entlockten dem steinigen Grund oftmals aufsprühende Funken; bald zeigte sich die jenseitige Lisière. Vorsichtig ritten wir an den hell vom Mond beschienenen Waldbrand heran und hielten dort Umschau. Vor uns lag die wellenförmige Hochebene, welche sich zwischen der Saar und der Mosel nach Metz zu ausbreitet; im Westen thürmten sich die Berge höher auf; es waren die Höhenzüge, welche die Mosel zu beiden Seiten begleiten und deren Ruppen die mächtigen Forts der jungfräulichen Festung Metz krönten. In den Niederungen leuchteten glühende Pünktchen durch die Nacht, die Biwakfeuer der Franzosen.

Tiefe Stille! Nur das Seufzen des Windes oder das Schnauben eines Pferdes tönte durch die lautlose

Nacht. Plötzlich war es mir, als ob ich flüsternde Stimmen hinter uns im Gebüsch gehört hätte.

„Herr Sergeant,“ sagte ich, „im Gebüsch dort stecken Leute . . .“

„Wo? —“

Ein leises Geräusch, wie von gedämpften Schritten erklang.

„Man sucht uns den Rückweg abzuschneiden.“

„Zurück!“ rief der Sergeant und wandte sein Pferd. Da knallte es aber auch schon in den Büschen und die Geschosse piffen uns um die Ohren.

Wir gaben den Pferden die Schenkel und jagten im wilden Galopp den Waldweg entlang, verfolgt von einem heftigen Feuer der versteckten Feinde.

Plötzlich fühlte ich einen stechenden Schmerz in der linken Schulter; meine Hand, welche den Zügel hielt, zuckte krampfhaft zusammen; mein Pferd bäumte sich empor, daß es sich fast überschlug; die Zügel entfielen meiner Hand, das Pferd bekam wieder Lust und stürmte weiter. Ich ergriff mit der rechten Hand die Zügel, mein linker Arm hing kraftlos herunter.

Fortwährend noch dauerte das Feuer; die Feinde schienen den ganzen Waldweg besetzt zu haben. Meine Pelzmütze ward mir vom Kopfe gerissen; ich fühlte wie warmes Blut in kleinen Strömen über mein Gesicht rann; neben mir brach das Pferd eines Husaren stöhnend zusammen; der Husar rief: „Ich bin verloren!“ — Auch ich wankte im Sattel; mein Fuchs bäumte sich plötzlich hoch empor, machte einen furchtbaren Satz und schleuderte mich aus dem Sattel; ich fühlte noch, wie ich mit dem Kopf gegen einen Baumstamm schlug — dann verlor ich die Besinnung — —

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, blickte ich mich erstaunt um. Es war heller Tag. Ich lag in einem breiten Bett mit geblühten Kattunvorhängen, wie

man solche Betten so oft in den französischen Landhäusern findet. In der Mitte des Zimmers stand ein großer schwarzbrauner runder Tisch; einige Rohrstühle, vor dem niedrigen Fenster ein bequemer Armsessel und auf dem mir gerade gegenüber sich befindlichen Kamin eine einfache Stuhuhhr und mehrere Vasen mit getrockneten Blumen. Es war eine einfache, lothringische Bauernstube, in der ich mich befand.

Wie kam ich hierher? Vergebens suchte ich meine Gedanken zu sammeln; mein Arm schmerzte mich heftig, auch mein Kopf, ich fühlte mit der gesunden rechten Hand, daß Arm und Kopf mit Leinentüchern ziemlich kunstgerecht verbunden waren. Ich versuchte mich aufzurichten; ich fühlte mich schwach, aber vollkommen klar und fieberfrei. Jetzt ertönten Stimmen aus dem Nebenzimmer, das ich von meinem Bett aus nicht übersehen konnte. Ein älterer Mann und ein junges Mädchen sprachen zusammen in elsässischer Mundart.

„Laß ihn uns behalten,“ sagte die jugendliche Frauenstimme. „Er ist noch so jung und so elendig.“

„Und wann die Franzosen komme?“ erwiderte der Mann.

„Du lieb's Herrgöttle, is es denn ein' Sünd', einen franken Soldaten, den man im Walde find't, aufzunehmen?“

„Des grad' net, aber Anzeig' müssen mer mache.“

„Bei wem denn? Die Franzosen sind ja nach Metz abgezogen.“

„Hast Recht! So kann der Preuß' do bliwe. Aber verfuß die net in die junge Fraß.“

Der Alte lachte gemüthlich, dann hörte ich, wie er mit schlurfenden Schritten davon ging. Leise auftretend nahte sich jedoch das junge Mädchen meinem Lager; jetzt schlug sie die Vorhänge zurück, um sie aber sofort mit einem leichten Schrei wieder fallen zu lassen. Unsere

Augen waren sich begegnet, sie hatte erkannt, daß ich die Besinnung wieder erlangt hatte. Doch dann schämte sie sich ihres Schrecks und trat wieder näher an mein Lager heran. Mit Wohlgefallen ruhte mein Blick auf der schlankfüßigen Mädchengestalt in der kleidsamen Elsäßer-Tracht. — —

Bald wurden wir gute Freunde. Sie freute sich meiner Genesung und erzählte mir, wie ihr Vater mich im Wald gefunden und hierher auf seinen einsam in der Schlucht, die sich zur Mosel hinabzog, liegenden Hof gebracht habe. Zwei Tage hätte ich im Fieber gelegen, doch die Verwundungen wären nicht gefährlich; der Vater verstände das, er habe früher en Afrique bei der Fremdenlegion gestanden und wüßte mit Verwundungen umzugehen.

„Aber die Franzosen?“

„Sie sind nach Metz marschirt —“

„Und meine Kameraden?“

„Die Preußen sind auf der großen Straße den Franzosen nach marschirt — hab' nimmer geglaubt, daß so viele Soldaten in der Welt seien — gestern hat's schon den ganzen Tag gebrummt da drüben bei Metz — das sind gewiß die Kanonen gewesen — Gott sei Dank, daß sie net hier in der Gegend aneinander gerathen sein.“

„Aber ich möcht zu meiner Truppe zurück“ . . .

„Ihr könnet jo net. Ihr seid jo krank. Wann Ihr wieder g'sund seid, dann könnet Ihr jo wieder ausrücke.“

Sie schaute mich mit ihren großen blauen Augen so kindlich lächelnd an, daß ich selbst mit lächeln mußte.

„Wie heißen Sie?“

„Madeleine.“

„Nun, dann will ich bei Euch bleiben, Madeleine, bis ich wieder aufstehen kann. Ein paar Tage müßt Ihr mich schon behalten.“

„O bleibt nur do, so lange wie Euch's gefallt.“ —

Und ich blieb wirklich da auf dem weltverlorenen Hof

des alten Weinbauern! Meine Wunden waren glücklicherweise nicht sehr bedenklich; meine jugendliche Natur überwand sie rasch und schon nach zwei Tagen fühlte ich mich so stark, daß ich aufzustehen vermochte. —

Ein heißer Augusttag neigte sich seinem Ende zu. Im Westen sank langsam der Sonnenball in eine gelblich graue Nebelwand hinab; es schien für die Nacht ein Wetter aufzuziehen, wie am Tage das Wetter des Krieges getobt hatte. Dummer Donner hatte fast den ganzen Tag im Westen gerollt; bald näher, bald ferner. Deftiger drang auch das scharfe Knattern des Kleingewehrfeuers zu uns herüber und mahnte mich eindringlich daran, meine Truppe wieder aufzusuchen, wenn ich auch noch keinen Dienst zu thun vermöchte. Mein Kopf war noch verbunden und mein Arm ruhte noch in der Schlinge.

„Morgen in aller Frühe will ich fort, Madeleine,“ sagte ich zu dem Mädchen, das an meiner Seite unter dem alten Lindenbaum saß und angstvoll dem dumpf herüberschallenden Getöse des Kampfes lauschte. „Ihr Vater zeigt mir wohl den Weg durch den Wald bis zur großen Straße, dann werde ich schon deutsche Truppen treffen.“

Madeleine senkte das Köpfchen; ihre Brust hob sich hastiger; ein tieferes Rot huschte über ihre runden Wangen.

„Ihr wollt fort — ich kann Euch net halten“ . . .  
„Madeleine“ —

Ich ergriff ihre Hand; sie entzog sie mir nicht. Ich neigte mich zu ihr und sie senkte ihr Köpfchen auf meine Schulter. So saßen wir stumm da, bis die Dämmerung hereinbrach. Plötzlich schreckte sie empor! Ganz in der Nähe, dort am Rande des Waldes war ein Schuß gefallen! Und jetzt noch einer und noch einer! Eine Salve krachte im Walde und aus dem Gebüsch heraus stürzte ein ungeordneter Haufe französischer Soldaten,

Zuaven, Turkos und Linien Soldaten im bunten Gemisch.

„Sie kommen hierher!“ rief Madeleine.

Und wirklich, die Franzosen eilten auf das kleine Gehöft zu, das ihnen mit seinen Hecken und Gartenmauern einen geeigneten Vertheidigungspunkt gewährte. Jetzt übersprangen sie schon die niedrigen Mauern, welche den Garten vor dem Gehöft umsäumten, warfen sich dahinter nieder und eröffneten aufs Neue das Feuer auf den Waldbrand. Von drüben antwortete der scharfe Knall des Zündnadelgewehrs. Mehrere Geschosse pfliffen über unsere Köpfe fort und schlugen klatschend in die Mauern des Wohnhauses.

„Rasch, Madeleine, in das Haus!“ rief ich und zog das erschrockene Mädchen in das Haus hinein, die Thüre schließend. Im Zimmer sank Madeleine weinend auf die Knie; der alte Bauer stand mit finsterem Antlitz am Fenster und beobachtete den immer heftiger sich entwickelnden Kampf. In der Küche weinten und schrien die beiden Mägde. Der Hofhund draußen zerrte an der Kette und bellte wüthend; plötzlich heulte er jämmerlich auf, eine Kugel hatte ihn getroffen; eine Zeitlang winselte er noch leise, dann war er still.

Wilder und wilder tobte draußen der Kampf; wilder und wilder raste hüben und drüben das Kleingewehrfeuer. Von rechts und links hatten sich immer mehr Truppen den ersten angeschlossen, man schien entschlossen, das Gehöft, welches gleichsam den Zugang zu dem sich nach Weg hinabziehenden Thal verbarrikadirte, bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Aber auch die Deutschen entwickelten immer mehr Kräfte gegen die feindliche Stellung und jetzt — ich sah es deutlich — fuhr drüben auf der kahlen Anhöhe sogar eine reitende Batterie auf und prokte ab.

Ich trat näher an das Fenster heran. „Zurück,“ raunte mir der alte Bauer zu, „wenn sie Euch hier finden, seid Ihr ein Mann des Todes!“



Jetzt zum ersten Mal dachte ich an mein persönliches Geschick. Der Alte hatte Recht; wenn die französischen Soldaten mich in meiner preußischen Uniform sahen, würde es mir schlimm ergangen sein, aber auch den Bauern würde man scharf ins Gebet genommen haben. Einen Preußen zu beherbergen — das war Vaterlandsverrath!

Ich trat in die Stube zurück und suchte mit leisen Worten die weinende Madeleine zu beruhigen. Sie sah mit ihren großen, blauen Augen zu mir auf und sprach; „O mir ist net bang um uns, aber um Euch ist mir bang, sie werd'n Euch ermorden.“ . . .

„Daß das nicht geschieht, dafür werden meine Kameraden schon sorgen. „Sieh', Madeleine, immer mehr kommen dort aus dem Walde.“

Eine dicke Schützenkette entwickelte sich aus dem Gebüsch heraus gegen unser Gehöft, stürmte in heftigem Lauf über die Wiese und warf sich in einen Graben nieder, von hier aus das heftige Gewehrfeuer der Franzosen erwidern. Häufiger schlugen die Geschosse klatschend gegen das Haus; einige Fensterscheiben zersplitterten klirrend; das Kreuzifix, welches dem Fenster gegenüber hing, schmetterte zu Boden — und jetzt ein dumpfer Donnerschlag — es faustete und piffte in den Lüften, dann ein Krachen — Prasseln und Kreischen — die Batterie dort oben hatte ihr Feuer eröffnet — eine Granate war in das Dach unseres Hauses eingeschlagen. Madeleine sprang empor . . . wiederum schmetterte eine Granate in das Haus, dieses Mal die Decke durchschlagend und die Balken zersplittend . . . ein lauter Schrei . . . Madeleine lag an meiner Brust . . . ihr Haupt sank an meine Schulter . . . die Wangen wurden bleich . . . die Augen schlossen sich . . . von der Schläfe perlte helles Blut herab . . . ein Granatsplitter hatte sie getroffen.

Der alte Bauer eilte herbei — da von Neuem dumpfe

Donnerschläge — von Neuem rasendes Gewehrfeuer — gellende Hörner — Hurrahschreien — Kommandorufe — im wilden Lauf stürmten die Preußen auf die Umwallung des Gehöftes zu. Ein Ringen Mann gegen Mann . . . die Mauer ward übersprungen — das Handgemenge rasste in dem Garten und auf dem Hofe hin und her. —

Ich hielt Madeleine fest umschlungen mit meinem rechten Arm, während der Vater ihr die Stirne mit einem Tuche umwand. Die Wunde war leicht . . . jetzt schlug das Mädchen die Augen wieder auf, sah lächelnd mich an und verbarg ihr erröthendes Antlitz an meiner Brust.

Da wird die Zimmerthür hastig aufgerissen. Mehrere Franzosen mit wilden, kampferhitzten Gesichtern drangen ein. Sie stugten bei unserem Anblick, dann rief einer:

„Mort de ma vie! Un Prussien . . . traître!“ . . .

Er riß sein Gewehr an die Wache . . . der Schuß dröhnte durch das enge Gemach . . . doch nicht ich ward getroffen . . . mit einem lauten Aufschrei sank Madeleine zu Boden. Sie hatte sich dem Franzosen entgegen geworfen . . . die Kugel, welche mir gegolten, hatte ihre Brust durchbohrt.

Mit einem Wuthschrei stürzte der alte Bauer sich auf den Franzosen, da ein Krachen, als sollte die Welt untergehen . . . mitten in den Trupp der Franzosen schmettert eine Granate nieder . . .

Stöhnen . . . Schreien . . . Fluchen ertönte wild durcheinander . . . dichter Pulverdampf erfüllte das Zimmer . . . das ganze Haus. Jetzt knisterte es und prasselte es an allen Enden und Ecken. Das Haus brannte! Und immer auf's Neue schlugen die Granaten in das Dach. Hier konnten wir nicht bleiben! Ich schlinge meinen Arm um die leblose Gestalt Madeleine's und so schwer es mir wird, trage ich sie doch hinaus aus all dem Wirrwarr, dem Lärm und Rauch des Kampfes

und des brennenden Hauses. In dem hinter dem Gehöft befindlichen Garten, in der dichten Laube von Flieder und Jasmin lege ich die Bewußtlose nieder. Hierher war der Kampf noch nicht gedrungen.

Leise röchelnd ruht das verwundete Mädchen in meinem Arm. Ab und zu schlägt sie die Augen auf und sieht mich dann lächelnd an. Zu sprechen vermag sie nicht, aber ihre Augen führen eine beredte Sprache und fester ziehe ich die Arme an mein Herz.

„Madeleine,“ flüsterte ich, „liebe, gute Madeleine . . . weshalb hast Du mich nicht sterben lassen . . . weshalb mußtest Du Dich dazwischen werfen“ . . .

Sie schlägt wieder die Augen auf, — ihre Lippen bewegen sich, ich beuge mich zu ihr hinab, da schlingt sie mit letzter Kraftanstrengung die Arme um meinen Nacken und flüstert: „Ich hab' Dich so lieb.“ — Dann sinkt ihr Haupt herab und still, regungslos liegt sie an meiner Brust.

Eine namenlose Angst erfasst mich. Ich flehe zu Gott: „Laß sie nicht sterben! Laß sie leben, daß ich ihr vergelten kann, was sie an mir gethan! Laß sie leben, barmherziger Gott!“

Schwerer und schwerer wird der Körper in meinem Arm; starrer und kälter der blühende, junge Leib. Geftiger athmet und röchelt die Brust — jetzt zuckt es krampfhaft durch den ganzen Körper — ein tiefer, tiefer Seufzer — ein Strecken, als wolle sie sich noch fester an mich schmiegen — dann keine Bewegung mehr — kein Laut! — —

Der Vollmond stieg klar und glänzend über dem Walde empor und sandte einzelne Strahlen durch das Blättergewirr der Laube mit leisem Kuß die blasser Stirn des lieblichen Mädchens berührend.

„Madeleine — liebe Madeleine“ . . .

Keine Antwort — kalt und feucht ihr Antlitz, ihre Hände . . . kalt und starr . . . sie ist todt . . . für mich

gestorben . . . aufschluchzend kniee ich neben ihr nieder und verberge mein Antlitz in ihre Gewänder. — —

Ein wildes Jauchzen schreßt mich empor! Ich springe auf . . . die blutigen Flammen des brennenden Hauses lecken zum mächtigen Himmel, zucken mit röthlichem Schein über die bleichen Wangen Madeleine's, sich wieder spiegelnd in den verglasten Augen der Todten . . . schauernd wende ich mich ab . . . doch da tönt wiederum herüber das jauchzende Geschrei . . . es sind meine Kameraden; sie jubeln: „Sieg — Sieg!“

Und die Hörner rufen zum Sammeln . . . noch ein Ruf auf die bleiche Stirne . . . „Lebewohl, Madeleine — Lebewohl!“

---

## Auf Vorposten.

Die gewaltigen Schlachten bei Metz waren geschlagen. Eingeschlossen in dem eisernen Ring der deutschen Truppen lag die Armee des Marschalls Bazaine in der Stadt Metz, in den Kasematten der Forts oder in großen Zeltlagern vor den Thoren der Festung. Fester und undurchbringlicher ward mit jedem Tage der Ring der deutschen Truppen. Hatte Anfangs die Infanterie, an manchen Stellen sogar die Kavallerie die Abschließung hergestellt, so zog sich schon nach wenigen Tagen um die Festung ein doppelter und dreifacher Kreis von Vorposten, Feldwachen und Pickets, welche Schanzen und leichte Befestigungen aufgeworfen, die Ortschaften zur Vertheidigung eingerichtet und Batterien angelegt hatten, aus denen die ehernen Schlünde der Geschütze drohend den französischen Postenketten entgegenstarrten.

Unserem Regiment war die Linie von der Mosel westwärts bis zu dem Dorfe Woippy, im Norden von Metz, zur Vertheidigung und Beobachtung überwiesen. Hier breitet sich das bis oberhalb Metz sehr enge Moselthal zu einer weiten, welligen Ebene aus, die im Osten durch die weinbepflanzten Abhänge des Mont St. Julien begrenzt wird, deren Fuß die Mosel bespülte, während im Westen sich zwei gewaltige Bergkuppen erheben, auf deren Gipfel die Forts Plappeville und St. Quentin thronen. Zwischen diesen Hügelreihen hindurch

genießt man einen hübschen Ausblick auf die Stadt Metz in der Mosel- und Saille-Niederung. Von unseren Feldwachen aus sah man deutlich die Umrisse der hochragenden Kathedrale, und die alten Gebäude, welche sich auf dem höchsten Punkte der Stadt erhoben, dort, wo vor tausend und mehr Jahren das römische Castrum und später der Palast der austrasischen Könige gelegen.

Unsere Stellung war indessen durchaus keine starke. Wohl hatten wir uns gemüthlich einlogirt in verschiedene von Weingärten umringte Dörfer, Höfe und „Chateaux“, aber die Kanonen von St. Julien, von Blappeville und St. Quentin schauten drohend auf uns nieder und sandten uns des Desteren verderbenbringende Grüße zu. Manches Haus war schon in Trümmer geschossen, manche hohen Bäume in den Gärten und Parks schon zersplittert unter den zischenden Granaten, die der alte Berg des heiligen Quintinus dann und wann herüberschickte. Da hieß es denn aufpassen, zumal auch eine Zeitlang die Franzosen gerade diese Seite zu ihren Durchbruchversuchen gewählt hatten. Denn unsere Aufstellung durchschnitt die große, nördliche Heerstraße nach Diedenhofen und weiter nach Sedan. Hätte der Marschall Bazaine zu seinem Abzuge von Metz in den Tagen des Augusts diese Straße gewählt, anstatt die mehr westwärts führenden Straßen nach Verdun, wer weiß, ob es ihm nicht gelungen wäre, einen großen Theil seiner Armee der verderblichen Umarmung des deutschen Heeres zu entziehen. Monsieur le maréchal hatte das aber in seiner strategischen Weisheit zu spät eingesehen und so konnten wir nach der Schlacht am 18. August die große Straße Metz-Diedenhofen noch rechtzeitig sperren.

Ein seltsamer, erschütternder Vorfall ereignete sich bei der Besitzergreifung dieses Terrainabschnittes durch unser Regiment. Wir marschirten ziemlich sorglos die große Straße nach Woippy entlang. Die französische Armee

war durch die vorhergegangenen blutigen Niederlagen so erschöpft und entmuthigt, daß ein Angriff nicht zu erwarten stand und jeder Widerstand leicht gebrochen werden konnte. Indessen stießen wir auch nicht auf Widerstand. Bis auf einzelne Patrouillen, die sich bei unserem Erscheinen rückwärts konzentrirten, erblickten wir keinen Feind. Die französische Armee hatte sich hinter die Kanonen von Metz zusammengedrängt und ließ widerstandslos die Besetzung des Geländes außer der Schußweite dieser Kanonen geschehen.

Wir waren fröhlich und guter Dinge. Behaglich eine Pseife schmauchend ritt der Major an der Spitze des Bataillons, der Adjutant plauderte mit den Hauptleuten, und wir Soldaten stimmten ein munteres Lied an:

Es wollt' ein Mädchen früh aufsteh'n  
Dreiviertel Stund vor Tag u. s. w.

Mein Nebenmann, ein junger Kaufmann, den patriotische Begeisterung in den Krieg geführt, theilte sich eifrig an dem schelmischen Gesange. Wilhelm Brennecke, so hieß der Kriegsfreiwillige, war eine schnurrenreiche, poetisch veranlagte Natur: er besaß einen hübschen Tenor und spielte vorzüglich Klavier, welche Kunstfertigkeit uns schon öfter in den Quartieren die Zeit vertrieben.

Plötzlich piff ein eigenthümlich zischender Laut durch die Luft. Im Augenblick war er verschwunden, aber da kam er schon wieder — und wieder und wieder . . . rechts und links und über uns heulte, zischte und piff es.

Wir kannten den Ton! Es war das unheimliche, pfeifende Zischen der Chassepotgeschosse.

Der Scherz verstummte. Erstaunt sahen wir uns an, Wilhelm Brennecke war etwas blaß geworden. Jedesmal wenn es über uns zischte, machte er eine kleine, höfliche Verbeugung.

Woher zum Henker! kommen diese unheimlichen Geschosse?

„Rechts und links in den Graben — marsch — marsch!“ ertönte das Kommando und binnen einer Minute kniete das Bataillon in dem Chausséeegraben, während die Offiziere, hinter den Bäumen stehend, mit ihren Krimsstechern die Gegend nach dem unsichtbaren Feinde absuchten.

Wiederum pfliffen die Geschosse über unsere Köpfe hinweg. Wie meistens, so schossen die Franzosen auch dieses Mal viel zu hoch. Sie feuerten ja wie blind und toll mit ihren weittragenden Chassepots drauf los.

Plötzlich bot sich uns ein eigenthümlicher Anblick. Etwa achthundert Schritt vor uns auf der Straße tanzte eine buntgeputzte Gestalt scheinbar einen wilden Kriegstanz, das Gewehr bald emporschwingend, bald in Augenblicken der Ruhe es an die Wade legend und einen Schuß abgebend. Es war ein Zuave in seiner bunten Uniform, der uns den Vormarsch wehren wollte — er ganz allein!

„Der Kerl ist ja verrückt,“ brummte der Major. Dann ließ er eine Sektion ausschwärmen, um den Zuaven gefangen zu nehmen oder zu vertreiben.

„Schießt mir den Kerl nicht über den Haufen, wenn es möglich ist,“ rief der Major den Schützen zu.

Wir gingen rasch über die Wiesen und Felder vor. Der Zuave beachtete uns scheinbar gar nicht, er hatte sein Augenmerk auf die an der Spitze des Bataillons stehenden Offiziere gerichtet, kniete mitten auf der Straße nieder und feuerte unaufhörlich.

Ein Wunder war es, daß er nicht mehrere Leute verwundete. Nur der Adjutant trug eine leichte Fleischwunde davon und das Pferd des Majors wurde erschossen.

Jetzt waren die Schützen bis auf etwa 150 Schritt dem Zuaven nahe gekommen.

„Ergieb dich!“ rief der Lieutenant, welcher die Schützen führte, dem Zuaven zu.



Dieser sprang auf und schwang wild und triumphirend sein Gewehr empor. Es war eine herkulische Gestalt mit bronzefarbenem Antlitz, blitzenden schwarzen Augen und dichtem, wolligen, krausen blauschwarzen Bart.

Dann kniete er wieder nieder und — Piff — Paff! fausten jetzt uns seine Geschosse um die Ohren.

„Da hilft nichts,“ meinte der Lieutenant. „Schießt den toll'n Burschen nieder.“

Einige Schüsse knallten, trafen aber nicht.

Der Zuave stieß ein höhnisches Triumphgeschrei aus und feuerte wieder.

„Der Sache muß ein Ende gemacht werden!“ rief der Lieutenant. „Sergeant, Sie sind ein sicherer Schütze — schießen Sie!“

Der Sergeant, dessen Arm mehrere Schießabzeichen schmückten, kniete nieder und zielte einen Moment. Der Schuß krachte — der Zuave machte einen Satz — warf die Arme in die Luft und stürzte nach vorwärts zu Boden, mit den Händen sich in das an der Straße wuchernde Gras flammernd . . .

Rasch eilten wir auf ihn zu und richteten ihn empor. Der Sergeant hatte gut getroffen, mitten durch das Herz war das Zündnadelgeschloß gegangen, der Tod mußte augenblicklich eingetreten sein. Auf dem finstern Antlitz lag noch der Ausdruck des Hasses und wilden Triumphes.

Der Major mit seinem Adjutanten galoppierte heran. „Schade um den tapferen Burschen! Legt ihn auf das Feld und bedeckt ihn mit Strauchwerk. Zur Beerdigung ist keine Zeit.“

Rasch war der Befehl ausgeführt. Das Bataillon marschirte weiter, aber der fröhliche Gesang war verstummt; wir alle dachten an den braven, braunen Sohn Afrikas, der sein Leben im nutzlosen Kampfe geopfert, während die ganze, gewaltige französische Armee sich unter den schützenden Kanonen von Metz verbarg. — — —

Wir hatten unsere Vorpostenstellung eingenommen. Unser Bicket und Unterstützungstrupp lag in dem schönen Schlosse Ladonchamps, das ein weiter, herrlicher Park umgab. Unsere Postenkette stand von der feindlichen Postenlinie kaum einige hundert Schritt entfernt. Die Feldwache lag in einem kleinen, armseligen Gehöft, das zur Vertheidigung eingerichtet war. Zur Seite dieses Gehöftes ward eine Schanze ausgehoben, welche eine Batterie aufnehmen sollte.

Ich stand mit Wilhelm Brennecke auf Doppelposten, jeder hinter einem starken Baum an der Heerstraße, der uns gegen Schüsse von der feindlichen Linie her Deckung gewährte. Deutlich sahen wir die französische Postenlinie. Gerade uns gegenüber, ebenfalls an der Straße hinter Bäumen sich deckend, befand sich ein französischer Doppelposten, etwa hundert Schritt hinter diesem eine kleine Feldwache oder stehende Patrouille.

Zwischen den Posten war nach und nach stillschweigend gleichsam ein privater Waffenstillstand geschlossen. Weshalb sollte man sich gegenseitig niederknallen! Das nützte zu nichts. Unseren Posten war besonders befohlen worden, nur zu schießen, wenn es unbedingt nothwendig erschien. Die Franzosen schossen ebenfalls nur, wenn sich unsere Posten über die ihnen angewiesene Linie hinaus begaben oder wenn ihnen unsere Schleichpatrouillen allzu nahe kamen.

Wir hatten eine Weile schweigend dagestanden. Plötzlich sagte Wilhelm Brennecke: „Du, Karl, die beiden nächsten Bäume leisten viel bessere Deckung, als die, hinter denen wir jetzt stehen. Wollen wir uns nicht da aufstellen?“

Er hatte Recht. Die Bäume waren kaum fünf Schritt entfernt, weit dicker als die unsrigen, außerdem vertiefte sich der Chausséeegraben bei ihnen, sodaß wir in vollständiger Deckung standen.

Ich war deshalb mit der Veränderung unseres Platzes einverstanden. Wilhelm zögerte.

„Nun, so komm doch!“ rief ich ihm zu.

„Wenn wir über unseren Posten hinausgehen, schießen die Kerle!“ meinte er vorsichtig.

„Bah, wir schleichen uns im Graben entlang. Dann sehen sie uns garnicht.“

Gesagt, gethan. Wir krochen auf den Knien in dem Graben entlang und tauchten plötzlich fünf Schritt näher der französischen Linie wieder auf.

Das schien den Franzosen aber garnicht zu behagen. Sie gestikulirten heftig und schrien uns einige unverständliche Worte zu. Dann rückten sie nach rückwärts. Ein Offizier mit zwei Mann als Begleiter eilte herbei.

In demselben Augenblicke kam auch die revidirende Patrouille unter Führung eines Lieutenants von unserer Feldwache näher.

Rasch verständigten wir den Offizier, der auch einsah, daß wir einen weit besseren Standpunkt, als früher, eingenommen hatten.

„Bleibt nur stehen,“ meinte er kaltblütig, „mit den Herren Rothhosen wollen wir schon fertig werden.“

Als der französische Offizier unsere Patrouille bemerkte, winkte er mit dem Taschentuch. Unser Lieutenant faßte das als ein Zeichen auf, daß der Franzose ihn zu sprechen wünsche, und trat furchtlos aus der Deckung heraus auf die Straße. Auch der französische Offizier kam näher.

„Ihr Posten hat seine Stellung verlassen,“ rief er unserem Lieutenant zu. „Wenn er nicht wieder zurückgeht, lasse ich schießen!“

„Das geht Sie gar nichts an,“ rief unser Lieutenant zurück. „Wenn Sie schießen, schieße ich wieder!“

Wüthend eilte der Franzose zurück.

„Chargez . . .“ hörten wir deutlich sein Kommando.

„Fertig!“ kommandirte unser Lieutenant.

Das Gewehr im Anschlag standen wir uns eine Weile gegenüber. Dann sahen wir die Franzosen ihre Gewehre absetzen und wohl 10 bis 15 Schritt zurückgehen.

Unser Lieutenant lacht laut auf.

„Da haben wirs,“ ruft er. „Ihr könnt ungestört stehen bleiben!“

Und in der That brauchten wir den Posten nicht wieder zu verlassen. Wir hatten ihn siegreich, ohne einen Schuß zu thun, behauptet. —

Schloß Ladonchamps hatte durch den Krieg außerordentlich gelitten. Der Besitzer war mit seiner Familie nach Paris geflohen. Nur ein alter Gärtner war mit seiner Frau und einigen Mägden zurückgeblieben. In dem eigentlichen Schloß war ein Lazareth errichtet, in dem sich jetzt allerdings nur noch einige Schwerverwundete befanden. Außerdem hatten sich der Stab unseres Bataillons und mehrere Offiziere in das Schloß einquartirt, die übrigen Truppen lagen in den Nebengebäuden.

Unsere Korporalschaft hatte sich in das leichte Gärtnerhäuschen, ziemlich am Eingang in den großen Park, einquartirt. Wir hatten es uns ganz behaglich eingerichtet. Mit Möbeln aus dem Schlosse richteten wir uns die beiden Stübchen so gemüthlich wie möglich her.

Einige Matratzen und Decken dienten uns zum Lager. Tische und Stühle hatten wir im Ueberfluß, ja, Wilhelm Brennecke hatte sogar ein Pianino entdeckt, welches er in die Stube schaffen ließ. Wenn auch arg verstimmt, genügte der Klimperkasten — der Wigbold unserer Korporalschaft nannte ihn „eene olle Drahtkommode“ — unseren bescheidenen Ansprüchen, zumal Wilhelm Brennecke in der That ein vorzüglicher Spieler war, der dem verstimmten Dinge doch noch so schöne und erfreuende Melodien zu entlocken verstand.

An Ruhetagen, wenn wir nicht auf Feldwache oder Picket lagen, war es sehr gemüthlich bei uns. Große Genüsse

vermochten wir allerdings unseren Gaumen nicht zu bieten, aber der Weinkeller des Schlosses war sehr reichhaltig und wir hatten ein Fäßchen Rothwein zugewiesen erhalten, der uns in den kalten, regnerischen Herbstnächten vortreffliche Dienste leistete. Unheimlich war nur das tiefe Brummen und Säusen, welches von Zeit zu Zeit über unseren Köpfen ertönte und von den Granaten des St. Quentin herrührte, der ab und zu sich genöthigt fühlte, ein Lebenszeichen von sich zu geben. In der letzten Zeit war der „alte Brummbär“ still geworden. Wir glaubten schon, er hätte sich ganz zufrieden gegeben.

Wir sollten aber recht unangenehm an seine Nachbarschaft gemahnt werden.

Es war ein naßkalter Oktoberabend. Am Nachmittag waren wir von Vorposten gekommen und ruhten jetzt auf unseren Matratzen. Auf dem Tisch, in der Mitte des Zimmers, stand eine Suppen-Schüssel mit heißem Punsch. Der jüngste unserer Korporalschaft füllte die Blechbecher, Tassen oder sonstigen Gefäße, welche wir in Ermangelung von Gläsern zum Trinken benutzten. Der Sergeant, unser Korporalschaftsführer, spielte mit zwei Einjährigen Skat. Wilhelm Brennecke saß an seinem Piano und phantasirte über alle möglichen Melodien. Elegische Volkslieder spielte er am Liebsten, Heimathsklänge, Liebesweisen und dergleichen. Er hatte im Vaterlande eine heimliche Liebe, der er bei seinem Spiel sehnsüchtig gedachte.

Wilhelm Brennecke war ein guter Kerl, aber ein herzlich schlechter Soldat, wenn ihn auch seine patriotische Gesinnung unter die Fahnen geführt. Es fehlte ihm nicht an moralischem Muth, aber er war nervös, er besaß nicht das robuste Nervensystem, das bei allen Schrecken des Krieges nicht aus dem Gleichgewicht geräth. Er hatte sich den Krieg eben ganz anders gedacht; im Gefecht, da stand er seinen Mann, aber die Anstren-

gungen eines Marsches, die Strapazen einer langwierigen Belagerung, der strömende Regen, der knietiefe Schmutz, die Kälte, die Nässe, das Alles wirkte vernichtend auf sein Gemüth; dazu kam, daß er von rücksichtsloseren Kameraden oft zum Ziel ihres Spottes gewählt wurde, denen er nicht schlagfertig genug erwidern konnte. Lang und schwächlich, mit einem hageren Gesicht, großen, kindlichen Augen, langem, wirren Haar, bot er eher das Bild eines Schullehrers, als das eines Feldsoldaten.

Ich hatte den braven Burschen gern und auch er hatte sich mir eng angeschlossen, weil er fühlte, daß ich seine Gemüthsstimmung verstand. Seine leisen elegischen Weisen drangen auch mir ins Herz. Ich gedachte der fernem Heimath, der fernem Lieben. Ob wir sie wohl wiedersehen würden? . . . . .

Plötzlich drang ein tiefer, brummender, summender Ton in unsere behagliche Stimmung. Der Sergeant blickte auf, indem er die kurze Pfeife aus dem Munde nahm.

„Na nu, der olle St. Quentin fängt wieder an zu brummen,“ sprach er, steckte die Pfeife zwischen die Zähne, mischte die Karten und spielte gleichmüthig weiter.

Wilhelm Brennecke schien den Schuß überhört zu haben. Er phantasirte gerade über die Melodie: „Ach wie ist's möglich dann . . .“ Da, mit einem Male erfolgte ein furchtbares Krachen, Zischen, Splintern und Bersten!

Entsetzt sprangen wir alle empor! Eine Granate war in das leichte Dach des Gärtnerhäuschens eingeschlagen, hatte die Ziegel und Sparren zerschmettert und die Decke unseres Zimmers gerade über dem Pianino durchbrochen.

Im Augenblick herrschte dichte Dunkelheit, da unsere Lichter ausgelöscht waren. Holz und Steinsplitter flogen im Zimmer umher. Dichte Staubwolken hüllten uns ein.

Wir stürzten ins Freie, in der Meinung, daß das

ganze Häuschen zerschmettert wäre oder doch in Flammen stände. Aber der Schuß hatte nicht gezündet und schon wollten wir wieder zurückkehren, als das Alarmsignal erscholl. Wir eilten zu den Gewehren und liefen dann zum Appellplatz, wo sich das Bataillon in wenigen Minuten sammelte.

Jetzt donnerte Schuß auf Schuß von St. Quentin und Blappeville. In der Ferne knatterte Kleingewehrfeuer. Die Franzosen hatten unsere Vorposten überfallen.

„Das Gewehr — über! Ohne Tritt — marsch!“ erscholl das Kommando und im Geschwindschritt rückten wir den Feldwachen zu Hülfe.

Ich sah zur Seite. Mein Nebenmann, Wilhelm Brennecke, fehlte, der Wigbold hatte seine Stelle eingenommen.

„Wo ist Brennecke?“

„Weiß nich. Wahrscheinlich hat ihn die Granate mit sammt seiner Drahtkommode zerschmettert . .“

Das sich entspinrende, hitzige Gefecht nahm mich ganz in Anspruch. Nach einer Stunde etwa war der Feind zurückgeworfen. Nach und nach verstummte das Gewehrfeuer, nur auf dem St. Quentin und im Fort Blappeville bligte es zuweilen noch auf.

Bis zum anbrechenden Morgen standen wir in Bereitschaft, dann rückten wir wieder in unsere Stellung auf Schloß Ladonchamps. Kaum waren die Korporalschaften entlassen, so eilte ich, so rasch ich konnte, nach dem Gärtnerhäuschen. Das Dach war vollständig zerschmettert. Eine wilde Unordnung herrschte im Innern. Alles lag zerrissen, zerbrochen, zerschmettert durcheinander. Das Piano war ein Trümmerhaufen. Auf demselben eine zusammengesunkene Gestalt — Wilhelm Brennecke!

War er todt?!

Ich richtete ihn empor, fand aber keine Wunde. Eine tiefe Ohnmacht schien seine Sinne umfassen zu halten.

Der Sergeant und einige andere Soldaten unserer Korporalschaft kamen hinzu. Wir trugen Brennecke ins Freie, wuschen seine Stirne mit Wasser und flößten ihm einige Tropfen Brantwein ein.

Nach einigen Minuten schlug er die Augen auf.

„Gott sei Dank,“ sagte der Sergeant, „er lebt! Menschenkind, wat haben Sie denn die ganze Nacht gemacht? Sie saßen ja uff die Trümmern von Ihrem Klinverkasten, wie der olle römische Feldherr uff die Trümmern von Starthago . . .“

„Ich weiß nicht, was mit mir vorgegangen . . .“

„Na, Sie spielten gerade: Ach wie ist's möglich dann . . . als Ihnen eine Granate in die olle Drahtkommode schlug det Ihnen der Athem ausgegangen is. — Aber nu kommen, Sie, Brennecke. Ein gutes Frühstück wird Sie wieder uff die Beene helfen.“

So war es in der That. Nach einer Stunde hatte er sich so ziemlich erholt. Der Schreck war ihm aber doch so in die Glieder gefahren, daß er erst nach mehreren Tagen wieder Dienst thun konnte.

Ich habe mit Wilhelm Brennecke den ganzen Feldzug durchgemacht. Nach und nach verlor sich seine Nervosität. Wir lagen noch in manchem schönen Quartier zusammen, aber eine „Drahtkommode“ hat er während des ganzen Feldzugs nicht wieder angerührt.

Unser Wigbold meinte: „So 'ne französische Granate scheint det sicherste Mittel gegen die Klavierseuche zu sind . . .“



## Ein Adjutantenritt.

„Lieutenant von Brunet!“

„Erzellenz befehlen?“

„Dieser Befehl muß noch heute Abend an die 8. te Brigade befördert werden. Das Stabsquartier der Brigade befindet sich in Tourville — sehen Sie hier! (Erzellenz tippte mit dem Zeigefinger auf einen Punkt der vor ihm liegenden Karte.) Sie werden in etwa 2 bis 2½ Stunden hinüberreiten; brauchen aber heute Abend nicht wiederzu-kehren, sondern können in Tourville die Nacht bleiben. Ich werde morgen früh selbst dorthinkommen und Sie können sich uns dann wieder anschließen. Hier der Brief. In einer Viertelstunde müssen Sie reiten.“

„Zu Befehl, Erzellenz.“

Angenehm war der Auftrag gerade nicht. Ein trüber, regenfeuchter Oktoberabend senkte sich bereits nieder und ließ eine stockfinstere Nacht erwarten. Außerdem war ich ermüdet von den letzten Tagen, welche uns lange Märsche und hüzige Scharmügel mit dem sich zurückziehenden Feinde gebracht hatten. Wie gut hatten es jetzt die Kameraden von meinem Regiment! Die konnten in ihren Quartieren liegen und schlafen, während ich armer Ordonnanzoffizier bei Sr. Erzellenz dem Divisionskommandeur durch Nacht und Nebel nach Tourville traben mußte. Doch was half es, „Dienst ist Dienst“, und

wohlgemuth schwang ich mich auf den Rücken meines Rappens.

Den Weg hatte ich mir genau auf der Karte angesehen; er führte auf gut gebahnter Straße durch einen großen Wald, dann durch mehrere Dörfer und erreichte schließlich den großen Marktflecken Tourville, den äußersten Posten unserer Aufstellung dem Feinde gegenüber. Der Weg war nicht zu verfehlen, mit Gefahren war er auch nicht verbunden, erst jenseits Tourville befanden sich unsere Vorposten. So galt es denn nur rasch den Weg zurückzulegen; in Tourville würde sich schon eine Stelle finden, wo ich mein müdes Haupt niederlegen konnte. Der Ritt durch den finstern Wald war allerdings wenig angenehm und öfters fuhr mein Blick erschreckt zur Seite, wenn der Nachtwind in den Büschen rauschte oder mein Gaul vor einer vorüberstreichenden Gule stutzte, welche mit unheimlichem Schrei in der Finsterniß des Waldes verschwand. Nach Verlauf einer Stunde war der Wald zu Ende; das freie Land lag zu meinen Füßen und da jetzt auch der Mond mit seinem Scheine den sich tiefer und tiefer senkenden Nebel durchbrach, so konnte ich meinen Weg mit größerer Ruhe und Sicherheit fortsetzen.

Die Straße neigte sich in das Thal hinab. Drunten wallten und wogten die Nebelmassen, aus denen die Kirchthürme der vielen Ortschaften, gleich spizen Felsen aus den Fluthen eines Meeres hervorragten. Einzelne Lichter bligten zu mir herauf; dumpfe Töne, Hundegell, die langgezogenen Klänge der Melraite, dann und wann verlorene Töne eines melancholischen Soldatenliedes . . . Das Alles zeigte an, daß die Dörfer dort unten von den deutschen Truppen besetzt waren. Die Straße wand sich schlangengleich durch dieses Thal. Am jenseitigen Horizonte erhob sich das Terrain wieder zu einem sanften Höhenzuge, an dessen diesseitigem Fuße

Tourville lag, während auf den Kuppen die Wachtfeuer unserer Vorposten erglänzten. Ueber diesem nächtlichen Bilde wölbte sich der jetzt klare Nachthimmel mit den unzähligen flimmernden und blinkenden Sternen und der Sichel des zunehmenden Mondes.

Einen Augenblick hielt ich am Rande des Waldes, um meinen Rappen sich verschnaufen zu lassen und einen prüfenden Blick auf die Gegend zu werfen. Aber ich hatte mich nicht geirrt. Dort drüben lag Tourville.

„Vorwärts, Manfred!“ Und in langem Jagdgalopp flog das Thier dahin auf der gutgehaltenen Straße.

Wir passirten einige Dörfer, deren Ausgänge mit Wachen besetzt waren. Ich gab Losung und Feldgeschrei und ritt weiter. Still und dunkel lagen meistens die Häuser und einzelnen Gehöfte da; nur in den Wirthschaften war noch Leben; der Landwein war vortrefflich und die Offiziere ließen sich ihn gut schmecken. Im Vorüberreiten trank ich auch ein Glas, brückte befreundeten Kameraden die Hand und trabte weiter.

Ich hatte das letzte Dorf hinter mir und näherte mich meinem Bestimmungsorte. Man merkte, daß sich hier in Tourville die Hauptmasse des Korps befand, diesseits des Ortes breitete sich ein gewaltiger Geschützpark aus, und die Rohre der Kanonen bligten unheimlich im Mondenstrahle. An der anderen Seite der Straße bivakirte ein Dragonerregiment; in ihre großen Decken gehüllt, mit gesenkten Köpfen standen die Säule da, in langen Reihen angepflückt. Mein Rappe wieherte ihnen einen Gruß zu und bekam hundertfache Antwort. Im Orte selbst wimmelte es von Truppen aller Gattungen wie in einem Ameisenhaufen; Infanteristen, Dragoner, Artilleristen und auch ein der Brigade zugetheiltes bayerisches Jägerbataillon hatte hier Quartier gefunden. Jedes Haus war dicht besetzt und besorgt fragte ich mich, ob ich auch noch ein Unterkommen finden würde, wo ich meine

müden Glieder auf einem anständigen Lager ausstrecken konnte.

Das Quartier des Brigade-Kommandeurs befand sich in dem ersten Gasthof des Ortes. Der General schlief noch nicht; er war vor Kurzem von einer Besichtigung der Vorposten zurückgekehrt und ließ sich jetzt mit seinem Adjutanten ein einfaches Abendbrot nebst einer Flasche Wein vortrefflich munden.

„Was bringen Sie, Herr Kamerad?“ rief mir der joviale, alte Herr entgegen.

„Einen Befehl Seiner Excellenz!“

Er nahm den Brief in Empfang und durchflog ihn rasch. „Alle Wetter,“ brummte er dann, „das geht ja morgen frühzeitig wieder los! Wenn nur die Herren Franzosen endlich einmal stehen wollten, daß man sie tüchtig fassen könnte! Aber sie reißen ja aus wie Schafleder! Da, lieber Steinfeld,“ wandte er sich an seinen Adjutanten, „haben Sie den Befehl. Da giebt's noch Arbeit heute Nacht. Die Vorposten stehen um 4 Uhr zum Abmarsch bereit. Das Dragoner-Regiment rückt zu gleicher Zeit von hier ab. Das Gros folgt in einer Stunde. Fertigen Sie die Befehle aus. Ich komme gleich nach!“

Lieutenant Steinfeld erhob sich, um die nöthigen Anordnungen zu treffen.

„Und nun nehmen Sie Platz, Herr Kamerad,“ fuhr der General, zu mir gewandt, fort. „Trinken Sie ein Glas von diesem vorzüglichen Bordeaux. Wollen Sie denn heute Abend noch zurück zum Stabe?“

„Ich soll hier übernachten, um Se. Excellenz morgen früh zu erwarten.“

„Teufel, da haben Sie es schlecht getroffen! Das Nest ist vollgepropft bis auf den letzten Winkel. Mit Mühe und Noth habe ich selbst noch ein Bett bekommen.“

„Ich nehme schon mit einem Strohlager fürlieb.“

„Stroh ist hier seltener als ein Bett. Die Herren Dragoner und Artilleristen haben alles Stroh und Heu für ihre Pferde in Anspruch genommen. Für ihren Rappen habe ich allerdings da unten bei meinen Pferden wohl noch ein Plätzchen. Für sich müssen Sie aber selbst sorgen.“

„Ich werde schon unterkommen.“

„Na, dann gute Nacht für heute. Ich muß jetzt die Befehle unterschreiben. Auf Wiedersehen.“

Ich verabschiedete mich und trat wieder hinaus in die kühle Octobernacht. Der Dragoner, dem ich bei meiner Ankunft meinen Rappen übergeben hatte, führte denselben noch immer auf der Straße auf und ab.

„Bringen Sie ihn in den Stall zu den Pferden des Herrn Generals.“

„Es keen Plaz mehr, Herr Leitnant.“

„Dummes Zeug! Wird wohl noch eine Ecke frei sein.“

Damit schritt ich auf den Stall zu und öffnete die Thüre, der Dragoner mit meinem Rappen folgte.

„Hier is noch en Plaz, Herr Leitnant,“ meinte der Dragoner dann. Aberst da steht der große Braune von dem Herrn Adjutanten, und der Rader beißt und schlägt, wenn en fremder Gaul ihm zu nahe kommt.“

„Dann stellen wir eine Leiter dazwischen — hier steht ja eine — und binden den Braunen kurz an.“

„Der Herr Adjutant hat mir aberst befohlen!“ . . .

„Ach was! Thun Sie, wie ich Ihnen sage. Ich kann doch mein Pferd nicht auf der Straße stehen lassen.“

„Zu befehlen, Herr Leitnant.“

Nach einiger Anstrengung hatten wir meinen Rappen untergebracht. Der starkknochige Braune des Herrn Brigadeadjutanten schien in der That ein Rader zu sein; er legte die Ohren flach an den Kopf und schnappte einige Male nach meinem Rappen. Ich band den Halfter

so kurz wie möglich, sorgte für etwas Futter und entfernte mich, um auf die Suche zu gehen nach einem Quartier für mich selbst.

Aber o weh! Der General hatte Recht! Die kleinen Bauernhäuser waren bis oben hin vollgestopft mit Soldaten, so daß kaum ein Plätzchen für die geängstigten Einwohner übrig geblieben war. Und wahrlich, angenehm war dieses Suchen nach einem Unterschlupf nicht. Die Soldaten hatten sich fast alle schon zur Ruhe begeben. Auf dem Boden der Zimmer, in Küche und Kammer lagen sie, Schulter an Schulter, wie in Reih und Glied, und schliefen den Schlaf des Gerechten. Deffnete ich dann eine Thüre und rief in das vollgepfropfte Zimmer hinein: „Ist hier noch ein Platz für mich?“ Dann bekam ich statt der Antwort meistens nur einen ärgerlichen Fluch zu hören, oder ein „lassen Sie uns zufrieden! Hier ist kein Platz mehr!“

Angenehm war der Aufenthalt in diesen übervoll belegten Zimmern auch gerade nicht; ein erstickender Dunst herrschte in ihnen, aber, du lieber Gott, das schlechteste Quartier ist noch immer besser, als das schönste Bivak!

Und doch hatte ich es fast schon aufgegeben, ein Quartier zu finden und wollte mich bereits in das Bivak der Dragoner begeben, als ich noch einen letzten Versuch bei einem kleinen, ziemlich abseits stehenden Bauernhause zu machen beschloß.

Ich trat ein. Das Haus war von bayerischen Jägern belegt. Auf dem Hausflur lagen einige Jäger im tiefsten Schlafe; ich stolperte über sie hinweg und erntete dafür mehrere „Himmelskreuzsakrament“. In der Küche war auch kein Platz mehr. Die Hausbewohner theilten sich mit einigen Unteroffizieren in den Raum. Zuletzt öffnete ich die einzige Stube, welche das Haus besaß. Mehrere bayerische Offiziere lagen dort im tiefsten Schlaf. Ein Bubel, der neben seinem Herrn schlief, sprang bei meinem

Eintritt empor und klaffte mich wüthend an. Dadurch wurden die Offiziere einigermaßen munter.

„S' ist nir zu machen, Kamerad! Noan Plätzchen mehr,“ so hieß es auch hier.

„Aber da ist ja noch ein Alkoven,“ rief ich ärgerlich.

„Gehn's nôt do nein, Kamerad“, erwiderte ein Hauptmann, „dôß ist auch besetzt.“

„Da steht ja aber ein Bett!“

„I möcht mi nôt 'neinleg'n.“

„Weshalb denn nicht?“

„Schau'ns selber. I glaub' dem Teufel seine Alte liegt drin.“

Der brave Hauptmann legte sich auf die andere Seite und schlief weiter. Ich aber kümmerte mich nicht mehr um die bayerischen Kameraden, stieg über die Schlafenden weg und trat in den dunklen Alkoven.

Richtig, da stand ein breites Bett! Anscheinend lag Niemand drin. Das war ein merkwürdig glücklicher Zufall! Todtmüde wie ich war, warf ich mich auf das Bett, nachdem ich meinen Säbel in eine Ecke gestellt hatte. Mir war's noch, als ob ich ein tiefes Nschzen neben mir vernahm. Dummes Zeug! Wer da auch lag, hier war noch Platz für einen Mann. Ich legte mich auf die Seite und schlief ein. — — —

Es war noch finster, als mich die Klänge des Bedrufs und das Gepolter der abziehenden Jäger erweckten. Im ersten Augenblick wollte ich emporspringen von meinem Lager, dann aber bedachte ich, daß ich nicht nôtig hätte, mit der Vorhut abzurücken, sondern meine später ankommende Exzellenz erwarten sollte. Ich konnte noch ein Stündchen schlafen. Behaglich streckte ich mich in dem Bette aus, daß es in allen Fugen krachte. Da stieß ich mit dem Fuße an 'enen menschlichen Körper. Alle Wetter, also hatte doch Jemand neben mir gelegen!

„He, Kamerad,“ rief ich und rüttelte die regungslos daliegende Gestalt, „steht auf! Man bläst zum Sammeln!“

In demselben Augenblick richtete es sich lang und dürr im Dunkel des Alkovens empor, daß mir fast unheimlich zu Muth ward. Die Schattengestalt konnte kein lebensfrischer, derber bayerischer Jäger sein. Plötzlich fuhren mir zwei hagere Hände über das Gesicht und die gellende Stimme eines alten Weibes kreischte: „Sacré nom d'une pipe! Un prussien — oh le cochon, il a couché auprès de moi . . . . ah! va-t-en, sal prussien“ („Verfluchte Pseife! Ein Preuße — das Schwein hat bei mir geschlafen — weg, schmutziger Preuße —“) . . . eine Fluth französischer Schimpfworte folgte, ein neuer Angriff der hageren Finger. Ich wartete diesen Angriff nicht ab, sondern sprang entsetzt unter lautem Gepolter aus dem Bett, die Thür des Alkovens aufstoßend.

Das matte Licht einer Laterne erleuchtete die Stube, in der sich die Bayern zum Abzuge rüsteten. Als sie mein erschrockenes Gesicht erblickten, brachen sie in schallendes Gelächter aus.

„Hab' ich's Ihne nôt g'sagt, dôs Sie nôt in das Bett neingehen sollt'n?“ sprach lachend der brave Jägerkapitän. „Die Alt' hot den Teufel im Leib. Hot gestern Abend Niemand in's Bett eingelassen. Als sie eing'schlof'n, haben Sie sich zu ihr g'legt. Gelt, en netter Schloßkamerad?“

Mit aufgehobener Laterne leuchtete er in den Alkoven hinein. Wie eine wilde Stige fauchte und kreischte ihm das alte Weib entgegen, deren durchfurchtes Gesicht die eisgrauen Haare schlangengleich umflatterten.

„Gut g'schlafen, Alte?“ fragte spöttisch der Bayer. Schimpfend schlug das Weib die Alkoventhüre zu, sich in den Betten vergrabend.



„Mir für unguat, Herr Kamerad,“ lachte der Bayer.  
„I muas zum Appell. Do hab'ns mei Lampen.“

Damit stellte er mir die Laterne auf den Tisch und entfernte sich. Doch auch mich litt es nicht länger in der unheimlichen Nähe der schimpfenden Alten. Noch einen scheuen Blick warf ich nach dem Alkoven, dann eilte ich hinaus, verfolgt von dem Reifen der alten Here.

Mein Rappe war bald gesattelt. Aufathmend begrüßte ich die frische Morgenluft und ritt in scharfem Trabe dem General entgegen, der vor Lachen im Sattel wackelte, als ich ihm von meinem Schlaffameraden erzählte.

## Der Befehl.

Wir standen dicht am Feinde auf Vorposten. Seit einigen Tagen hatten wir uns mit der Uebermacht des Gegners herumgeschlagen; so zäh und wacker unsere braven Musketiere jeden kleinen Terrainabschnitt vertheidigten, langsam mußten wir doch zurückweichen, die Uebermacht des Feindes, der immer frische Truppen ins Gefecht werfen konnte, war zu groß.

Unser Bataillon befand sich auf der gefährdetsten Stelle der langen Vorpostenlinie. Wir hatten die Aufgabe, immer dicht am Feinde zu bleiben, um stets genau über des Feindes Bewegungen orientirt zu sein und Meldungen darüber nach dem Hauptquartier senden zu können. Das vielfach durchsekte und durchschnittene Gelände, der tiefe Schnee, welcher Weg und Steg bedeckte, die Glätte, welche durch Thauwetter und darauf folgenden starken Frost eingetreten war, machten es der Kavallerie unmöglich ihre Aufgabe in genügender Weise zu erfüllen. Die Infanterie mußte durch Patrouillen, kühne Erkundungen in kleinen Abtheilungen den Aufklärungsdienst der Kavallerie zum Theil mit übernehmen. Unsere braven Musketiere unterzogen sich der schweren Aufgabe in der hingebendsten Weise. Ein Fall von ergreifendster Pflichttreue steht mir noch jetzt, nach so langer Zeit, lebhaft in der Erinnerung. Ich will ihn in aller Schlichtheit wieder-

geben, wie sie dem Wesen und Charakter des Helden meiner Erzählung entspricht.

Ich hatte den Befehl empfangen, die Bewegungen des Feindes, der seit gestern sich in auffallender Weise zurückgezogen hatte, festzustellen. Man vermuthete einen überraschenden Angriff auf unsere Vorpostenstellung. Meine Feldwache durfte ich nicht verlassen. Einen Offizier hatte ich nicht mehr zur Verfügung, so rief ich mir den Sergeanten Michelmann heran, der bereits zehn Jahre im Dienst war und den ich als pflichttreuen und erfahrenen Soldaten schätzen gelernt hatte. Ich erklärte ihm die Sachlage.

„Es hängt sehr viel davon ab, Sergeant, ob Sie eine gute Meldung über die Bewegungen des Feindes bringen, das Wohl und Wehe unserer Abtheilung . . .“

„Ich verstehe, Herr Lieutenant . . .“

„Nun gut! Sehen Sie dort die hohe einsame Tanne auf dem sonst kahlen Bergrücken?“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant.“

„Bis dorthin gehen Sie vor. Sie können dann einen Einblick in das jenseits der Anhöhe liegende Thal gewinnen und werden sehen, ob der Feind seine Stellung verändert hat.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Nehmen Sie sich drei tüchtige Leute mit. Aber geben Sie Acht, es ist ein gefährlicher Weg. Vielleicht gerathen Sie dicht an den Feind . . .“

„Unbesorgt, Herr Lieutenant. Ich kenne meinen Befehl.“

„Gut. Marschiren Sie ab.“

Die Ereignisse des gefährvollen Patrouillenganges erzählte später der Einjährige, welcher den Sergeanten begleitet hatte. Erst am Tage nach der Patrouille fanden wir den Einjährigen verwundet in einem dichten Gestrüpp, in welches er sich versteckt hatte, um nicht dem Feinde in die Hände zu fallen.

Eine dunstige Winterlandschaft breitete sich vor unserer Stellung aus, die gegen Süden durch den schon erwähnten Höhenzug abgegrenzt wurde. Gleich einem mahnenden Wahrzeichen wies die mächtige Tanne auf dem höchsten Hügel zum grauverhangenen Winterhimmel empor.

Hinter Hecken und Buschwerk sich bedeckend schlich die Patrouille weiter, immer die mächtige Tanne im Auge; Sergeant Michelmann als erster, dann folgten der Einjährige und ein Gefreiter, ein dritter Soldat schloß die Patrouille.

Plötzlich stuzte der Sergeant.

„Nieder!“ rief er seinen Leuten zu, selbst in demselben Augenblick in dem Graben verschwindend. Gleichzeitig knallten mehrere Schüsse aus dem nahen Gehölz; ein Aufschrei, der die Patrouille schließende Musketier, der nicht rechtzeitig Deckung hatte nehmen können, stürzte, durch die Stirn geschossen, leblos nieder.

Lautlos lag die Patrouille im Graben, der sie den Blicken der Franzosen entzog.

„Es steckt eine ganze Abtheilung in dem Gehölz, Herr Sergeant,“ flüsterte der Einjährige dem Patrouillenführer zu.

„Hab's schon gesehen,“ entgegnete dieser leise, „s'ist eine größere Patrouille. Wir lassen sie vorüber, dann schleichen wir uns in dem Graben weiter . . .“

„Der Müller ist gefallen . . .“

„Wir können ihm nicht helfen. Weiter . . .“

Auf den Knien und Händen schlich sich die Patrouille weiter. Die Franzosen schienen es nicht zu wagen, den Wald zu verlassen. Plötzlich blitzte es an der entgegengesetzten Seite auf. Ein Geschloß pfiff dem Einjährigen dicht am Kopfe vorüber und bohrte sich tief in den Schnee ein.

„Herr Sergeant . . .“

„Was giebt's?“

„Da drüben sind auch Franzosen . . .“

„Das Donnerwetter, laßt sie sein, wo sie wollen!  
Wir da oben hinauf nach der Tanne . . .“

Wiederum einige Schüsse. Stöhnend brach der Gefreite zusammen.

„Sergeant, Sergeant — Gefreiter Menzel . . . es geht nicht weiter . . .“

„Es muß gehen . . . bleiben Sie zurück, Einjähriger, was ist Ihnen?“

Der Einjährige wankte und taumelte zu Boden. Ein Geschloß hatte ihm den Helm vom Kopfe geschlagen und eine tiefe Wunde an der Stirn gezogen.

Mit wilden Augen blickte sich Sergeant Michelmann um. „Auch der?! — — Alle hin — — vorwärts — vorwärts . . .“

Er bückte sich tief in den Graben nieder und froch weiter. Von allen Seiten krachten jetzt die Schüsse. Dann war es still. Der Feind schien sich nach einer anderen Richtung zu entfernen; er mochte wohl annehmen, daß Niemand von der Preussischen Patrouille davongekommen sei.

Auf der Feldwache hörten wir die Schüsse. Ich hatte aber strengen Befehl, meine Stellung nicht zu verlassen. Nur eine Patrouille konnte ich noch aussenden. Sie kehrte nach einiger Zeit zurück, den schwerverwundeten Gefreiten und den gefallenen Musketier Müller auf ihren Gewehren mitbringend. Von dem Sergeanten und dem Einjährigen hatten sie keine Spur gefunden.

Ich versuchte, den Gefreiten über das Schicksal der beiden zu befragen. Aber der Verwundete war nicht im Stande zu antworten. Ich ließ ihn zum Gros zurückbringen, um ihm ärztliche Pflege angedeihen zu lassen.

Der Abend dämmerte. Noch mehrmals hatten einzelne Schüsse die winterliche Stille unterbrochen. Eine zweite Patrouille, die ich entsendete, kehrte ebenfalls un-

verrichteter Sache zurück. Sie meldete, daß das Gehölz am Fuß jener Anhöhe stark mit Franktireurs besetzt zu sein schiene. Vom Gros ward verschiedene Male angefragt, ob ich noch keine Meldungen über etwaige Bewegungen des Feindes habe. Ich solle auf meiner Hut sein, der Feind scheine einen Ueberfall zu planen. Ein Meldereiter wurde mir zugesandt, damit ich so rasch wie möglich Nachricht schicken könnte, wenn eine Meldung einlief.

In trübem Träumen versunken saß ich an dem kleinen Wachtfeuer, welches wir hinter einer hohen Gartenmauer angezündet hatten und starrte in die lodernden Flammen. Der Verlust der braven Patrouille ging mir sehr nahe. Ich machte mir fast Vorwürfe, die Leute so weit fortgeschickt zu haben. Aber was half's, der Befehl war da, und dem mußte gehorcht werden, koste es, was es wolle. Ob der Sergeant und der Einjährige wohl davongekommen waren? Ich gab noch nicht alle Hoffnung verloren. Aber wenn sie nicht den feindlichen Geschossen zum Opfer gefallen waren, weshalb kehrten sie nicht zurück? Bis zu jener Stelle, die ich dem Sergeanten bezeichnet hatte, vorzudringen, erschien nach den Meldungen der anderen Patrouillen unmöglich. Der Wald war ja von dem Feinde dicht besetzt.

„Halt! Wer da?“

Der Posten vor dem Gewehr fällt das Bajonett. Deutlich hörte man das Klirren der locker gewordenen Gewehrringe.

„Gut Freund . . .“

„Ach, Herr Sergeant, Sie sind es . . .“

Ich sprang empor. Ich hatte die Stimme Michelmanns erkannt, der in dem nächsten Augenblick in den Lichtkreis des Feuers trat.

Wie sah der Mann aus! Den Helm mußte er verloren haben. Wirr hing ihm das blutbefleckte Haar über

die bleiche Stirn. In seinen dunklen Augen brannte ein fieberhafter Glanz. In seinem Bart hingen Eiszapfen. Seine Lippen zuckten. Verschmutzt und zerrissen hing ihm der Mantel um die bebende Gestalt.

Mit Mühe nahm er Gewehr auf.

„Von Patrouille zurück,“ meldete er keuchend.

„Michelmann — Sergeant — sind Sie's wirklich?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant . . .“

„Sie alleine?“

„Zu Befehl . . .“

„Die Anderen?“

„Alle gefallen, Herr Lieutenant . . .“

„Mein Gott — und Sie? . . .“

„Ich war dort oben an der Tanne . . .“

„Unmöglich! Sie allein?“

„Zu Befehl . . .“

„Durch den vom Feinde besetzten Wald?“

„Ja, ich habe mich durchgeschlichen. Ich hatte ja den Befehl, bis zu der Tanne vorzugehen.“

„Wenn es möglich war, Sergeant!“

„Befehl ist Befehl, Herr Lieutenant.“

„Wie? Haben Sie etwas gesehen?“

„Ja, Herr Lieutenant. Die uns gegenüberstehende Abtheilung hat ihre Vorpostenstellung aufgegeben und ist rechts abmarschirt. Die Schützen in dem Walde sollten den Abmarsch decken. In der Entfernung von einigen Kilometern sah ich eine abmarschirende starke Abtheilung, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Man scheint einen Angriff auf unsere linke Flanke zu beabsichtigen . . .“

Da war die wichtige Meldung, welche man im Hauptquartier erwartete! Eilig warf ich einige Worte auf einen Melbezettel, steckte ihn in ein Kouvert, das ich mit drei Kreuzen bezeichnete und übergab die Meldung dem Dragoner. In schärfster Gangart sprengte er davon.

„Haben der Herr Lieutenant noch Befehle?“

Ich wandte mich dem Sergeanten wieder zu.

„Um Gotteswillen, Michelmann, Sie sind ja todt-bleich —“

Ich sprang hinzu, um den Wankenden zu stützen.

„Herr Lieutenant — der Befehl — erfüllt — —“

Kirrend fiel das Gewehr zur Erde. In den Augen des Braven leuchtete es triumphirend auf, dann stürzte er bewußtlos zusammen.

Ich fing ihn in meinen Armen auf und legte ihn sanft nieder. Nach einigen Augenblicken hauchte er seine Heldenseele aus.

Gegen Morgen erfolgte der Angriff der Franzosen auf unsere linke Flanke, wo sich unsere schwächste Stellung befand. Wer weiß, ob wir dem unvermutheten Angriff hätten Widerstand leisten können? Wenn wir an jener Stelle geworfen, wäre unsere ganze Linie gefährdet gewesen. Aber durch die Meldung des braven Sergeanten war der Vorpostenkommandeur vorbereitet. Der Angriff wurde mit blutigen Verlusten auf Seiten des Gegners zurückgewiesen und unsere Stellung behauptet.

---



## Ein Wiedersehen.

Wir marschirten auf Vendôme zu, nachdem wir in der blutigen Schlacht bei Beaune la Rolande die französische Uebermacht zurückgeworfen hatten. Der Winter hielt mit weißen Armen das Land umfassen und hatte Weg und Steg mit einer dichten Schneehülle bedeckt. Ein scharfer, eisiger Nordostwind sauste über die Ebene, deren flache Erhebungen keinen genügenden Schutz gegen die starke Luftströmung boten.

Auf einem Nebenwege marschirte das Braunschweigische Regiment, welches damals noch die schnürenbesetzte, schwarze Uniform und den Tschako mit Roßschweif und Todtenkopf trug, die Uniform, welche schon im Jahre 1809 durch den Herzog-Deß Friedrich Wilhelm von Braunschweig berühmt geworden war.

An diese ruhmreichen Waffenthaten jener Schwarzen mußte ich denken, als ich die dunklen Linien des Regiments über den Schnee ziehen sah. Ich war selbst Braunschweiger. Der Zufall hatte mich in ein preussisches Regiment gebracht. Aber manchen Freund und Jugendgenossen hatte ich unter den Schwarzen.

Der Gesang der Braunschweiger drang zu uns herüber und unwillkürlich stimmte ich auch mit ein in das allbekannte braunschweigische Volks- und Soldatenlied:

„Unser Herzog hat uns wohl bedacht,  
Bier und Wein hat er uns mitgebracht.  
Musikanten zum Spielen,  
Junge Mädchen zum Verlieben,

Nach unserm Plaisir —

Lustige Braunschweiger seien wir . . .

Rendezvous — Rendezvous —

Ja, wir Braunschweiger, das seind Teufelskinder!

Rendezvous — Rendezvous —

Lustige Braunschweiger, das seind wir!

Und hat sich das Trümmelein

Schon dreimal gerühret:

Ei, dann heißt es marschiret,

Dann heißt es marschiret

Da draußen vor die Stadt,

Was der Feind wider uns hat!

Rendezvous — Rendezvous . . .“

Meine preussischen Kameraden hatten mit in das Lied eingestimmt und aus tausenden von rauhen Soldaten-  
fehlen scholl das alte Volkslied über die schneebedeckte  
Ebene im fränkischen Lande.

Da hob der Oberst an der Spitze des Regiments die  
Hand. „Halt! Gewehr ab! Rührt Euch!“

Die Gewehre rasselten zur Erde.

„Nicht aus dem Gliede treten,“ hieß es. „Ruhe!  
nicht mehr singen!“

Schweigend standen wir da, auf unsere Gewehre ge-  
lehnt, und starrten in den dunstigen Wintertag hinein.  
Die Offiziere traten zusammen und blickten durch die  
Krimstecher nach einem Walde, der gleich einer Nebelwolke  
in einer Entfernung von zwei oder drei Kilometern am  
Horizont lag. Rechts von uns auf freiem Felde ein  
einsames Gehöft. Links zog sich ein Eisenbahndamm  
entlang, hinter dem die Dächer und Kirchtürme Wendömes  
hervorsahen.

Das Braunschweigische Regiment war im Marsch ge-  
blieben. Der Gesang war verstummt.

Adjutanten jagten hierhin und dorthin. Eine Batterie rasselte an uns vorüber.

Plötzlich bligte es drüben am Walde rasch hintereinander mehrmals auf. Den Blitzen folgte nach kurzer Zeit das Krachen der Geschütze. Unmittelbar vor dem braunschweigischen Regimente schlugen die Granaten ein. Das Regiment ward in Kompagniekolonnen auseinandergezogen. Wir knieten im Straßengraben nieder.

Hundert Schritt vor uns progte unsere Batterie ab. Der Hauptmann leitete selbst die ersten Schüsse. Deutlich konnten wir beobachten, wie der erste Schuß jenseits der französischen Linie einschlug, der zweite Schuß war zu kurz, der dritte aber schlug mitten in die feindliche Linie ein.

Die Entfernung war gewonnen. Jetzt donnerte Schuß auf Schuß von hüben und drüben.

Die Braunschweiger nahmen Schützen vor und eilten sprungweise auf den Wald und das Gehöft zu, welches auch vom Feinde besetzt war. Wir sollten scheinbar heute in Reserve bleiben.

Seltzam nahmen sich die schwarzen, vorwärts springenden Gestalten der Braunschweiger auf der weißen Schneefläche aus.

„Gerade, wie wenn die Flöhe über'n weißen Dischtuch huppen,“ meinte ein spottlustiger Berliner.

Die französische Artillerie schoß gut. Auch die Chassepotkugeln erreichten bereits die Braunschweiger, welche, ohne einen Schuß zu thun, vorwärts eilten. Deutlich sahen wir hier und da eine der schwarzen Gestalten niederstinken.

Jetzt war die Entfernung erreicht, auf der auch das Zündnadelgewehr wirkte. Die Braunschweiger warfen sich in Gräben und hinter Hecken und beschossen die feindliche Stellung.

Bei dem Niederstürzen der Getroffenen mußte ich unwillkürlich an die vielen Jugendfreunde denken, die in

jenem braven Regimente dienten. Ob wohl von ihnen auch welche unter den Gefallenen waren?

Vor Metz, während der Belagerung, hatte ich öfter das Bivak meiner speziellen Landsleute besucht und manch heißen Punsch mit ihnen getrunken. Vor Metz hatte ich auch Heinrich Mönkemeyer zuletzt gesehen, meinen intimsten Jugendfreund, mit dem ich die Schulbänke jahrelang gemeinsam gedrückt. Was mochte aus dem festen, blondlockigen, lustigen Burschen geworden sein? Lebte er noch — oder befand er sich unter jenen auf dem weißen Bahrtuch regungslos Daliegenden?

Ich nahm mir vor, bei der ersten Gelegenheit mich nach ihm zu erkundigen.

Vor Metz hatten wir noch auf das Wohl seiner lieblichen, blauäugigen Schwester, Martha, getrunken, meiner Schülerliebe, die ich noch immer treu im Herzen trug. Seit Jahren hatte ich sie nicht gesehen, aber wenn der Krieg vorüber, wenn ich gesund heimkehrte, dann konnte mich nichts abhalten, zu ihr zu eilen . . .

„Auf! — Das Gewehr über! — Ohne Tritt — Marsch!“ ertönte das Kommando.

Mechanisch wurden die Kommandos ausgeführt. Die Kompagnie zog sich auseinander. Wir bogen von der Straße ab und marschirten gedeckt hinter einer Erdwelle nach der rechten Flanke.

Wir sahen nichts mehr von dem Gefecht. Nur die weißen Rauchwolken der Granaten an dem grauen Winterhimmel. Aber das Gefecht mußte an Heftigkeit zugenommen haben. Unaufhörlich krachten die Geschütze und ohne abzureißen knatterte das Kleingewehrfeuer in unserer linken Flanke. Am wildesten schien der Kampf um das einsam im Felde liegende Gehöft zu toben. Dichte Rauchwolken sahen wir an jener Stelle aufsteigen. Das Gehöft mußte in Brand geschossen sein.

Wir schwenkten links und gewannen die Anhöhe.

Einige hundert Schritt vor uns lag das brennende Gehöft. In diesem Augenblick erscholl ein donnerndes Hurrah. In dichten Schwärmen stürzten sich die Braunschweiger auf die noch immer besetzten Häuser. Ein kurzer Bajonettkampf — dann flohen die Franzosen in wildem Lauf dem Walde zu, verfolgt von dem Schnellfeuer der Braunschweiger. Nach einiger Zeit avancirten die Braunschweiger wieder gegen das Gehölz. Ein Adjutant sprengte auf unseren Kommandeur zu. Deutlich vernahm ich seine Worte:

„Befehl von Erzellenz — das Bataillon soll das Gehöft besetzen und gegen etwaige Gegenstöße des Feindes halten.“

Unser Major senkte den Degen, zum Zeichen, daß er den Befehl verstanden. Der Adjutant jagte fort, in wenigen Minuten im Pulverdampf verschwindend.

Da wir uns von einer anderen Seite dem Gehöft näherten, berührten wir das eigentliche Gefechtsfeld nicht, auf dem zahlreiche dunkle Gestalten still und regungslos lagen. Einzelne Verwundete schleppten sich zu uns. Wir erquickten sie, unsere Aerzte verbanden ihre Wunden. Dann wurden sie zu dem hinter der Anhöhe, in der Nähe der Straße etablirten Feldlazareth gesandt.

In jedem verwundeten Braunschweiger glaubte ich einen Jugendfreund zu erkennen. Angstlich spähte ich in jedes Gesicht, ob ich nicht die Züge Heinrich Mönkemehrs sah. Ich athmete auf. Unter den Verwundeten war kein Bekannter.

Aber die Todten dort draußen auf dem weißen Felde! Konnte er sich nicht unter ihnen befinden? —

Die Braunschweiger verschwanden im Walde, die Franzosen hatten die Stellung geräumt und sich eiligst nach Vendôme zurückgezogen.

Nach und nach verstummte das Gefecht. Der Abend sank nieder. Wir schlugen unser Bivak in dem halb-

zerstörten Gehöfte auf, während Krankenträger und Lazarethgehilfen unter Aufsicht der Aerzte das Schlachtfeld nach den Verwundeten absuchten.

Ich hatte mich ihnen freiwillig angeschlossen. Mich duldete es nicht im warmen Quartier, während vielleicht draußen in kalter Winternacht dieser oder jener meiner Jugendfreunde schwer verwundet im Schnee lag.

Wir fanden nicht viel Verwundete. Sie hatten sich fast alle selbst bereits in Sicherheit gebracht. Nur einzelne Schwerverwundete konnten wir zurückschaffen — im Uebrigen stießen wir nur auf Todte, die am folgenden Tage beerdigt werden sollten.

An jener Stelle, von der aus der letzte Angriff erfolgt war, lagen die Todten besonders dicht. Die französischen Granaten hatten hier fürchterlich gehaust.

Ich vermochte den Anblick kaum zu ertragen, so abgehärtet man auch schon gegen Blut und Wunden geworden war.

Da sah ich vor der eigentlichen Linie des Angriffs, die ganz genau durch die Gefallenen bezeichnet war, noch eine dunkle Gestalt liegen. Der Unglückliche mußte noch einige Schritte vortwärts getaumelt sein, nachdem er den Schuß erhalten. Lebte er noch?

Ich eilte auf die dunkle Gestalt zu und leuchtete ihr mit der Fackel in das Gesicht.

Ich schrak zurück. Die Züge kamen mir bekannt vor. Wiederum beugte ich mich zu ihm nieder. Mit verglasten Augen starrte mich der Todte an. Es war Heinrich Mönkemeyer. . . .

Tief erschüttert kniete ich neben ihm nieder, öffnete ihm den schwarzen Schnürlenrock, um zu fühlen, ob nicht noch ein Funken Leben in ihm sei.

Ich spürte nichts. . . . Thränen rollten mir über die Wangen . . . armer Freund.

„Was machen Sie da Füsilier?“ rief hinter mir eine barsche Stimme.

Wenn man am Abend auf den Schlachtfeldern bei den Todten betroffen wurde, konnte man leicht in falschen Verdacht kommen.

Ich wandte mich um. Ein Stabsarzt stand hinter mir.

„Ich habe diesen Todten hier gefunden — es ist ein Jugendfreund von mir.“ . . .

Der Stabsarzt sah mich scharf an.

„Wie heißt der Todte?“

„Heinrich Mönkemeyer.“ . . .

Der Arzt sah nach der Erkennungsmarke des Gefallenen.

„Es stimmt. Aber nun lassen Sie Ihren Freund nur liegen . . . Da nußt nichts mehr! Sehen Sie nur, eine Granate hat ihm ja den Kopf beinahe abgerissen.“ . . .

Ich beugte mich nieder. In der That hing der Kopf des Unglücklichen nur noch an einzelnen Muskeln mit dem Rumpfe zusammen. Eine Granate mußte ihn in den Nacken getroffen haben.

Ich schlug den Mantel um die zerfetzte Gestalt des Jugendfreundes und wandte mich, bis in das Innerste erschauernd, ab. . . .

Vor einigen Stunden noch hatte er gewiß mitgesungen:

Rendezvous — Rendezvous —

Ja, wir Braunschweiger, das seid Teufelskinder!

Rendezvous — Rendezvous —

Lustige Braunschweiger, das seind wir . . .

Und jetzt lag der lustige, kecke, fröhliche Braunschweiger da, verstummt für immer, eingezogen zum ewigen Rendezvous . . .

„Leb wohl! Leb wohl! Ich werde es Martha erzählen, wie du auf dem Felde der Ehre geblieben, wenn — mich selbst die Schrecken des Krieges verschonen.“ . . .

---

## Der Mutter Weihnachts-Briefe.

„Weihnachten! — Heut ist's Weihnachtsabend — der heilige Abend!“ — Ob wir wohl wieder auf den schneebedeckten Feldern bivouaciren müssen? — Weißt noch, Fritz, letzten Weihnachten? — Da war's besser, als heute, gelt?“ — — —

So klingt es aus den Reihen der marschirenden Truppen. Der Abend dämmt; es wird still in der eilig dahin hastenden Kolonne. Der Himmel ist bedeckt mit einer gleichmäßigen, grauen Wolkenschicht. Ein scharfer Nordostwind saust daher und wirbelt die dichter und dichter niederrieselnden Schneeflocken im tollen Spiel durcheinander. Feld und Wald, Weg und Steg hat die weiße Schneehülle einen halben Fuß hoch bedeckt. Der Marsch auf der schlüpfrigen Schneedecke ist äußerst anstrengend und für die Pferde sogar gefährlich, so daß die berittenen Offiziere oft zu Fuß gehen, ihr Roß am Zügel führend. Bei den Dragonern, welche an der Spitze der Kolonne marschiren, stürzt zuweilen ein Pferd stöhnend nieder. In tiefem Schweigen hastet die Kolonne weiter; die munteren Gespräche, die fröhlichen Gesänge der Soldaten sind verstummt; die Leute sind auf's äußerste erschöpft. Von den Pferden, welche die Geschütze und Munitionswagen durch den Schnee schleppen, steigt der feuchte Dunst in dichten Wolken auf; die Mästern sind



weit geöffnet und stoßen den Atem, gleich dem Dampfe einer Maschine, keuchend aus. Oftmals müssen die Kanoniere in die Speichen der Räder greifen, um ein Steckenbleiben der Geschütze zu verhindern.

Ermunternde Worte ruft Hauptmann von Ehrenfeld seiner Kompagnie zu:

„Vorwärts, Füsilier! den Muth nicht sinken lassen! Morgen ist Weihnachten — dann sind wir im warmen Quartier!“

Dann wendet er sich an seinen Bruder, der als Freiwilliger in seiner Kompagnie steht:

„Wie geht's, Frik? — Kopf hoch! Kopf hoch! — Morgen sind wir wieder beim Gros — dann bekommen wir Briefe von Haus! — Denk an die Mutter! Laß nicht nach.“

„Ich komme schon durch, Bruder,“ keucht der erschöpfte Jüngling . . . . „ich komme schon durch . . . .“

„Gieb mir Dein Gewehr, ich will's eine Weile tragen.“

„Nein, laß nur . . . .“

„Sei kein Narr! Gieb her.“

Und der Hauptmann nimmt dem jüngeren Bruder das Gewehr von der Schulter.

„So, jetzt geht es besser! Stütze Dich auf meinen Arm.“ — — —

Freud und Leid haben die beiden Brüder zusammen getragen seit Ausbruch des Krieges. Frik hat es sich nicht nehmen lassen, als Freiwilliger in die Kompagnie seines Bruders einzutreten, so traurig auch der Mutter Augen blickten. Aber Frau von Ehrenfeld war eine richtige Soldatenfrau; ihr Vater ist 1864 bei Düppel gefallen, ihr Gatte 1866 bei Königgrätz, und ihre Söhne . . . . ?

Vorwärts, vorwärts! Hinein in den dunklen Winterabend! Morgen ist es Weihnachten! . . .

An der Spitze der Truppen reitet der General mit den Regimentskommandeuren und Adjutanten. Zutweilen halten die Offiziere an, um einen Theil der Kolonne an

sich vorüber marschiren zu lassen, oder sie reiten auch an der Kolonne hinunter, um den Mannschaften einige ermunternde Worte zuzurufen. Dann galoppiren sie wieder an die Spitze der Truppen.

„Ein fürchterliches Wetter,“ sagt der General mit mitleidigem Blick auf die Truppe. Und daß wir gerade heute am heiligen Weihnachtsabend den Gewaltmarsch machen müssen! Aber es hilft nichts! Wir müssen unser Armeekorps so rasch wie möglich erreichen. Es befindet sich in sehr gefährdeter Stellung, und jeder Tag kann ihm den Angriff überlegener Streitkräfte bringen.“

„Werden wir heute wieder bivackiren, Herr General?“ fragt der Oberst des Dragoner-Regiments.

„Sind wohl nicht damit einverstanden, Herr Oberst?“ meinte lächelnd der General.

„Sehen Sie doch die armen Gäule an, Herr General,“ entgegnete der alte Kavallerist. „Sie hängen ja nur noch in den Knochen! Seit acht Tagen nicht unter Dach und Fach, das bekommt wahrlich vortrefflich!“

„Für die Leute haben Sie wohl kein Mitleid?“ fragt der General mit leichtem Spott.

„Gewiß, Herr General! Aber unsereins behilft sich schon eher, als so ein armes Vieh.“

„Sie haben recht, der Mensch gewöhnt sich schließlich an Alles, auch an das Bivackiren im Schneegestöber. Aber heute am heiligen Weihnachtsabend wollen wir doch sehen, ein Quartier zu erreichen. Noch zwei Stunden und wir kommen nach dem großen Dorfe Longeville; das hat Platz für uns Alle — wenn es die Herren Franzosen nicht besetzt haben.“

„Alle Wetter, das wäre des Teufels!“ ruft der Dragonerobers mit mißmuthig, aber der Kommandeur des Infanterie-Regiments sagt ernst und ruhig:

„Dann werfen wir sie mit dem Bajonett hinaus.“

„Brav, mein lieber Oberst,“ sagt lächelnd der General, „ich werde mich dieser Worte erinnern. Wir könnten leicht die Bajonette Ihrer Leute nöthig haben, denn jenes Dorf liegt auf unserer Marschroute.“ —

Das Gespräch verstummt. Immer wilder und stürmischer wird das Schneetreiben. Es wäre unmöglich in diesem Wetter zu bivouaciren. Die Worte des Generals, daß man in kurzer Zeit eine Ortschaft erreichen werde, um dort Quartier zu beziehen, finden ihren Weg auch zu den Soldaten, und mit sehnsüchtigem Blick schaut ein jeder hinaus in die Nacht, ob er noch nicht den Lichterschein des Dorfes erblickt.

„Noch eine Stunde, Fris,“ sagt Hauptmann Ehrenfeld zu seinem Bruder, „dann sind wir im Quartier und wollen einen gemüthlichen Weihnachtsabend feiern. Hier, nimm einen Schluck aus meiner Flasche, 's ist freilich der letzte, aber in Longeville wird's schon etwas Besseres geben.“

„Ich danke Dir, Bruder.“

„Hollah, frisch, frisch, Leute!“ ruft der Hauptmann seiner Kompanie zu. „Das bißchen Schnee wird Euch doch nicht geniren?! Morgen ist Weihnachten — ich gebe ein Faß Wein zum besten! — Lustig, lustig! Könnt Ihr nicht mehr singen?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ tönt's aus der Kolonne und ein Spaßvogel stimmt das Lied an:

„Unser Hauptmann der ist gut,  
Wenn man seinen Willen thut.  
Aber hat man was verbrochen,  
Wird man gleich ins Loch gestochen . . . .“

„So ist's recht, Leute . . . . .“

„Der Herr General läßt bitten, das Singen einzustellen. Wir befinden uns nah am Feinde,“ so meldet der Adjutant.

Sogleich winkt der Hauptmann sein Leuten, und wiederum herrscht tiefes Schweigen in der Kolonne.

Plötzlich kommt neues Leben in die Reihen. In der Dunkelheit blitzen einige Lichter auf. Aber was ist das? Knallen da nicht Schüsse?

„Wir scheinen uns doch unser Weihnachtsquartier erobern zu müssen,“ murmelte der General.

Auf atemlos schnaufenden und keuchenden Pferden prescht eine Dragoner-Patrouille zurück. Der bärtige Unteroffizier pariert vor dem General sein dampfendes Pferd so scharf, daß es fast auf das Hintertheil zu sitzen kommt und mit den Vorderfüßen eine kurze Strecke vorrutscht.

„Melde gehorsamst, daß die etwa eine halbe Stunde entfernte Ortschaft mit starken feindlichen Abtheilungen besetzt zu sein scheint. Unsere Patrouillen erhielten Gewehrfeuer von dem Eingang der Ortschaft, die durch eine Barrikade besetzt ist. Auch aus den Häusern und Gärten rechts und links der Straße wurde auf uns geschossen.“

„Herr Oberst,“ wendet sich der General an den Kommandeur des Infanterie-Regiments, „ich nehme Sie beim Wort! Werfen Sie die Herren Franzosen mit dem Bajonett aus dem Nest heraus.“

„Zu Befehl, Herr General.“

Der Oberst wendet sein Pferd und ruft: „Die Herren Bataillonskommandeure!“

Die Kommandeure der drei Bataillone sind nach wenigen Augenblicken zur Stelle.

„Meine Herren,“ spricht der Oberst, „eine halbe Stunde vor uns liegt die Ortschaft Longeville, welche uns für die Nacht zum Quartier bestimmt ist. Der Ort ist noch vom Feinde besetzt. Wir müssen uns dieses Nachtquartier erobern. Longeville liegt langgestreckt zu beiden Seiten der Straße, mit geringer Breite an der Stelle, wo die Straße in den Ort eintritt. Einzelne Häuser befinden

sich rechts und links im Felde vor der Ortschaft, welche sonst eine durch Gärten und Mauern verbundene Masse bildet. Das erste Bataillon geht auf der Straße vor gegen den Eingang. Je zwei Kompagnien der beiden anderen Bataillone greifen rechts und links den Saum der Ortschaft von dem Felde her an. Die übrig bleibenden vier Kompagnien der beiden anderen Bataillone bilden die Reserve. — Ich denke, meine Herren, in einer Stunde können wir uns alle in Longeville zur Ruhe begeben. — Ich danke!“

Der Oberst legt grüßend die Hand an den Helm: die Bataillonskommandeure begeben sich zu ihren Abtheilungen zurück. In wenigen Minuten sind die vom Oberst anbefohlenen Bewegungen ausgeführt. Die Bataillone bewegen sich in Kompagniekolonnen auseinandergezogen gegen das Dorf, aus dessen Häusern hier und da ein Licht aufblitzt.

Hauptmann von Ehrenfelds Kompagnie befindet sich bei dem Bataillon, welches den Eingang des Dorfes stürmen soll. Man ist schon ziemlich nahe gekommen, als der Bataillonskommandeur zwei Kompagnien vornimmt und zum Angriff mit dem Bajonett auf den Dorfeingang bestimmt. Fritz von Ehrenfeld befindet sich mit seinem Zuge bei dieser Angriffskolonne.

„Halte Dich nur dicht an meiner Seite,“ sagt Hauptmann von Ehrenfeld zu seinem Bruder. „Ein Nachtgefecht sieht sich schlimmer an, als es in der That ist. — Vorwärts!“

So ermüdet Fritz ist, so rafft er jetzt doch seine letzte Kraft zusammen und, das Gewehr fest umklammernd, stürmt er schweigend mit den Kameraden auf den Eingang zu. Finstere Nacht ist es geworden. Man sieht nicht fünf Schritt weit. Man weiß nicht, welche feindlichen Streitkräfte, ob Infanterie oder Artillerie, man vor sich hat. Man sieht den Weg nicht. Man weiß nicht, ob nicht tiefe

Gruben oder Löcher in die Straßen gegraben sind — nichts sieht man vor sich, als eine dunkle Häusermasse, in der einzelne, kleine Lichter aufblitzen; nichts hört man, als zuweilen das leise Klirren der Waffen oder den gedämpften Ruf eines Kommandos. So sind die Angreifenden wohl einige hundert Schritt im eiligen Sturm marsch vorgerückt. Manchem, der am hellen Tage furchtlos der feindlichen Stellung entgegengestürzt ist, pocht jetzt in der tiefen Dunkelheit das Herz mit rascheren Schlägen gegen die Brust, bei der unheimlichen Stille, die nur das Säusen des Windes unterbricht. Hauptmann von Ehrenfeld fühlt, daß dies stille Vorrücken den Mut niederdrückt.

„Zur Attacke geschlagen, Tambour!“ ruft er, und die eintönigen, immer rascher und rascher sich folgenden Trommelschläge hallen dumpf durch die Nacht.

Da ertönt vom Eingang des Dorfes her, klar und deutlich, das Kommando: „Feu rapide! — — Commencez le feu!“

In demselben Augenblicke bligt es vor den Stürmenden auf, und ein rasendes Schnellfeuer knattert ihnen entgegen, welches mit einem Hagel von Geschossen die Sturmkolonne überschüttet.

„Fällt das Gewehr! Marsch — marsch! — Hurrah!!“

So rufen die Offiziere und stürzen sich dem feindlichen Feuer entgegen, während die Mannschaften ihren Führern mit lautem Hurrah folgen. Aber im nächsten Augenblick sinken mehrere Offiziere getroffen zu Boden, und auch in den Reihen der Soldaten wird manche Lücke gerissen. Die Hörner gellen, die Trommeln rasseln noch fort, aber die Wucht des Angriffs ist gebrochen. Die Soldaten werfen sich in die Gräben und Hecken links und rechts der Straße und erwidern lebhaft das Feuer des Gegners. Dabei gerathen die einzelnen Abtheilungen der Angreifer durch einander. Durch das Fehlen

der Führer kommt in die Reihen der Mannschaften Unordnung und Verwirrung. Die noch lebenden Offiziere wissen nicht, ob sie ihre oder andere Abtheilungen kommandiren. Jetzt wird die Straße und das umliegende Gelände auch noch von Kartätschen- und Mitraillenseuer überschüttet; die Offiziere sehen ein, daß es Wahnsinn ist, gegen den Feuerchlund, zu dem sich der Eingang des Dorfes gestaltet hat, vorzugehen. Man muß die Wirkung der Umgehung, welche die Kompagnien der beiden anderen Bataillone vollführen, abwarten.

Wohl eine halbe Stunde währte das auf beiden Seiten mit größter Lebhaftigkeit geführte Feuergefecht, als in der rechten und linken Flanke das Hurrah der beiden seitlich vorgehenden Abtheilungen erschallt. Das feindliche Feuer am Eingang des Dorfes wird etwas schwächer; diesen Augenblick benutzt Hauptmann von Ehrenfeld, sich der feindlichen Stellung zu nähern. Kurz entschlossen springt er auf den Rand des Grabens, in dem er mit seinen Mannschaften Deckung gesucht hat, und ruft: „Unser König soll leben! Marsch — marsch — Hurrah!“

Der Fahnenträger des Bataillons ihm nach! Von einem feindlichen Geschos in die Brust getroffen, sinkt er zur Erde. Frik entreißt dem Niedersinkenden die Fahne und sie hoch emporhaltend, stürmt er seinem Bruder nach. Die Mannschaften, welche in der Nähe liegen, springen jetzt auch empor. Mit lautem Hurrah folgen sie ihrem tapferen Führer. Unaufhaltsam stürzen sie vorwärts, mögen auch rechts und links die Kameraden niedersinken. Andere Abtheilungen schließen sich an. Lauter und lauter ertönen die Hörner! Dröhnender rasseln die Trommeln; jetzt schmettern auch einige Granaten der preußischen Batterie krachend in das vom Feinde besetzte Dorf.

„Hurrah! Hurrah! Drauf und dran! — Stoßt ihnen das Bajonett durch den Leib! — Schlagt sie mit dem

Kolben nieder! — Vorwärts, vorwärts! — Es lebe der König! — Hurrah! Hurrah! Hurrah!“

Die Barrikade am Eingang des Dorfes ist erreicht. Ein wüthendes Ringen Mann gegen Mann — Brust an Brust — Auge in Auge — ein Schreien und Keuchen — ein Stöhnen — ein wildes Fluchen — Hurrah — die Barrikade ist im Besitz der Deutschen! Die Fahne des Bataillons, sie flattert von Kugeln zerfetzt auf derselben — aber Frik von Ehrenfeld trägt sie nicht mehr. —

Jetzt dringen auch von beiden Seiten die Sturmkolonnen in das Dorf. Noch ein kurzer Kampf, ein wildes Auf und Ab in den Straßen und Gassen, dann räumen die Franzosen den Ort.

Die Barrikade wird rasch zur Seite geschafft. Die Dragoner und die Batterie rasseln durch das Dorf, am jenseitigen Ausgang Stellung nehmend. Die Batterie prokt ab und sendet dem sich in dichten Haufen zurückziehenden Feinde Kartätschen und Schrapnels nach. Die Dragoner springen aus dem Sattel und besetzen den Saum des Dorfes, um mit dem Feuer ihrer Karabiner einem etwaigen Gegenstoß des Feindes zu begegnen. Doch ein solcher erfolgt nicht; nach kurzer Zeit ist der Feind in der Dunkelheit der Nacht verschwunden. —

„Sie haben Ihr Wort eingelöst, Herr Oberst,“ sagt der General zum Kommandeur des Infanterie-Regiments. „Dank der Tapferkeit Ihrer Leute können wir Weihnachten unter Dach und Fach feiern und die Pferde der Herren Dragoner in warmen Ställen.“

„Manch braver Soldat Sr. Majestät liegt da draußen auf dem schneebedeckten Feld,“ erwidert ernst der Regimentskommandeur.

„Glauben Sie mir, mein lieber Oberst,“ versetzt der General, „daß ich nicht ohne Grund diesen Angriff befohl. Die Stellung, welche uns den Vormarsch versperrte, mußte genommen werden, war es nicht heute, so war es



morgen. Und am hellen Tage hätte uns der Angriff mehr Blut gekostet. Jetzt müssen wir aber," so fährt der General fort, „vor Allem für die Sicherung des Ortes sorgen.“

Da tritt der alte Dragoneroberst vor:

„Gestatten der Herr General, daß ich dieselbe mit meinen Dragonern in die Hand nehme. Keine Maus soll sich dem Dorfe nähern, ohne daß sie von meinen Dragonern gewittert wird. Die Kameraden von der Infanterie haben für heute ihre Schuldigkeit gethan.“

„Nun denn,“ entgegnet lächelnd der General, „so vertraue ich Ihnen, Herr Oberst, für heute Nacht den Vorpostendienst an.“

Die Bataillone und Kompagnien sammeln und ordnen sich inzwischen wieder. So gut es gehen will, richtet man sich in dem eroberten Dorfe ein. Wenn dasselbe auch von den Einwohnern fast gänzlich verlassen ist, so finden sich doch reiche Vorräthe, welche den erschöpften Soldaten zu gute kommen. Trotz der Gefahr eines stündlich zu erwartenden Angriffs des Feindes ruhen die ermüdeten Truppen bald in tiefem Schlummer. Das ist ihr Weihnachten! — —

Eine schneidend kalte Winternacht senkt sich auf die Erde nieder. Tief verschneit liegen Wald und Feld. Die Bäume und Sträucher stehen da wie in weißen Pelz gehüllt, und von den Dächern der Häuser hängen lange, spitze Eiszadeln nieder. Von Norden faust ein scharfer Wind daher, unbarmherzig jede noch so dichte Umhüllung durchbringend, um das Blut in den Adern zu erstarren. Todt und still liegt die winterliche Landschaft da, in der vor Kurzem noch der wildeste Kampf getobt. Todt und still ruht auch das Dorf. Nur in der kleinen Kirche ist es lebhaft, dort ist das Lazareth aufgeschlagen. Die Aerzte haben genug zu thun, die Verwundeten zu verbinden, und der Priester der kleinen Ortschaft geht tröstend zwischen den

verwundeten Kriegern umher. Draußen aber auf dem verschneiten Gefechtsfelde liegen die Todten starr und steif, mit den verglasten Augen vorwurfsvoll zu dem sternbesäeten Nachthimmel emporblickend. Einzelne Dohlen und Raben flattern krächzend über das Leichenfeld und kämpfen vergebens gegen den stürmischen Nordwind, der sie immer wieder von den Leichen der gefallenen Krieger und den todten Pferden aufscheucht. Aus dichten Wäldern und Gebüschcn schleichen die Füchse herbei und erheben schnobernd ihre spitze Nase in die Luft.

Bleigrau dämmt der Morgen des ersten Weihnachtstages herauf. Wohl läutet das Glöckchen der Kirche zum Gottesdienst, aber im Innern des Gotteshauses erschallen statt der lieblichen Weihnachtsgesänge nur Seufzer, Schmerzensschreie und wilde Flüche. —

In der Nacht hatten Dragonerpatrouillen bereits die Verbindung mit dem Korps hergestellt. Seine Excellenz, der kommandirende General befahl für den Tag Ruhe.

„Die thut uns Noth!“ sagte der General zu dem diese Meldung bringenden Adjutanten. „Was weiter?“

„Zugleich schickt das Hauptquartier einige Feldpostsendungen. Zumeist Briefe an die Herren Offiziere.“

„Weihnachtsgrüße! Geben Sie her. — Ach, auch ein Brief an den Hauptmann von Ehrenfeld und an dessen Bruder, den Freiwilligen! Von der Mutter! — Kenne die alte Dame — hat schon viel Kummer durchgemacht in ihrem Leben. Vater und Gatte auf dem Schlachtfelde gefallen . . . die Brüder sind doch unverfehrt aus dem Gefechte hervorgegangen?“

„Ich weiß es nicht, Herr General. Die Verlustlisten sind noch nicht eingereicht.“

„Rufen Sie mir die beiden Brüder. Ich will ihnen die Briefe eigenhändig übergeben und zugleich dem Freiwilligen von Ehrenfeld sagen, daß ich ihn für das eiserne

Kreuz eingeben werde wegen seines tapferen Verhaltens in der letzten Nacht."

"Zu Befehl, Herr General."

Der Adjutant entfernt sich und kommt nach einiger Zeit achselzuckend wieder.

"Hauptmann von Ehrenfeld und sein Bruder sind gefallen. . . ."

---

Auf freiem Felde, dort wo der letzte Anlauf gegen die Barrikade stattgefunden hat, liegt todt und starr, von einem Geschos durch die Stirn getroffen, der Hauptmann. Die erstarrte Hand hält noch krampfhaft den Griff des Säbels umklammert; auf seinem stillen, bleichen Antlitz ist noch der Ausdruck des Mutes und der Entschlossenheit zu lesen, welcher ihn in dem Augenblick beseelt hat, als das Geschos ihn getroffen. Man sieht, daß der Tod augenblicklich eingetreten ist. Und neben seinem Bruder, den Kopf auf dessen Brust gebettet, ruht der junge Freiwillige, einen tief schmerzlichen Zug in dem noch kindlichen Antlitz, ebenfalls starr und todt. Seine Brust ist von dem Sprengstück einer Granate zerrissen; ein breiter Blutstrom färbt den Schnee und zeigt an, daß der junge Krieger etwa fünfzehn Schritt von seinem Bruder entfernt getroffen worden ist und sich dann zu ihm geschleppt hat, um, an seine Brust gelehnt, zu sterben. Im Tode vereint liegen sie da — ein Grab soll sie umschließen.

Der Mutter Weihnachtsbriefe sollten sie aber nicht mehr erreichen. —

---

## Die letzten Schüsse im Kriege 1870/71.

Nach der Erinnerung eines alten Soldaten.

Wie das grünt und blüht da draußen vor meinem Fenster! Wie das rauscht und säuselt in den Bäumen und Büschen, die sich eben mit frischem, zarten Grün bekleidet haben! Wie das flimmert und schimmert von goldigen Sonnenstrahlen! Wie das singt, trillert und jubiliert in den blauen Lüften und auf den schwanken Zweigen — der Frühling ist gekommen! Der Frühling, der herrliche, sonnige Frühling nach langem, hartem Winter! Alle Welt hat er umspinnen mit seiner Herrlichkeit — auch uns deutsche Krieger da oben im Norden des besiegten Frankreich. Neue Hoffnung hat er dem darniederliegenden „pauvre pays de France“ gebracht und auch uns, den deutschen Soldaten, nicht nur Blüthen und Blumen, sanfte Winde und warmen Sonnenschein, sondern noch etwas Besseres, den Waffenstillstand, die sichere Hoffnung auf baldigen Frieden und auf die endliche Heimkehr in das theure Vaterland. Vergessen sind die Mühseligkeiten des langen Winterfeldzuges, vergessen die blutigen Kämpfe gegen die Heere der Republik, vergessen ist der Krieg, die brennenden Ortschaften, die blutigen, starren Leichen, die schmerzverzerrten Gesichter der Erschossenen, vergessen all die furchtbaren Greuel des erbitterten Kampfes . . . nur die Erinnerung an die

ferne Heimath, an die Lieben daheim erfüllt unsere Herzen und sehnstüchtig schweift unser Auge nach Osten. Wären wir doch schon daheim! —

Es ist der 9. Mai! — In Gedanken versunken sitze ich am Fenster meines Quartiers und schaue hinaus auf den im Blüthenschmuck prangenden Garten. Mein Quartierwirth bindet die Obstbäume am Spalier fest; sein Hündchen jagt einem Schmetterling nach. Im Hofe neben dem Garten putzt der Bursche mein Pferd und pfeift dabei die Weise eines deutschen Liedes:

„Ach, wie wär's möglich dann,  
Daß ich Dich lassen kann . . .“

Alles athmet Frieden und Ruhe und doch schwebt noch immer das blutige Gespenst des Krieges über dem unglücklichen Lande, ausschauend, ob es nicht noch ein Opfer erhaschen kann.

Träumerisch wogt im lauen Westwind der blaue Flieder auf und ab, welcher in dichten Büschen den Garten umsäumt; seine süßen Düfte sendet er hinein in mein einsames Gemach und weckt sanfte Erinnerungen in meiner Seele. Stellte nicht sonst an diesem Tage meine kleine Frau einen Strauß von blauen Fliederblüthen mir des Morgens vor mein Lager und weckte sie mich gerade an diesem Tage nicht mit einem innigen Kuß? Flüsterten nicht ihre Lippen einen herzlichen Glückwunsch und führte sie nicht unseren kleinen Sohn an mein Bett, daß auch er dem Vater seine Glückwünsche bringen sollte? Heute ist ja mein Geburtstag — ein Festtag, mehr für meine kleine Frau und meinen Buben, als für mich, der ich in meinem langen Junggesellenleben den Tag fast schon vergessen hatte, bis ihn meine Frau von Neuem zu einem Festtag erhob. Heute zum ersten Male verbe ich ihn fern von der Heimath, fern von den Meinen — in einer kleinen Provinzialstadt der Norman-

die, in der mein Bataillon seit dem Waffenstillstand Antonnementsquartiere bezogen hat.

In seltsamer Unruhe habe ich mich heute früh von meinem Lager erhoben. Es ist mir, als müsse mir etwas besonderes begegnen und mit Bangen sehe ich dem Eintreffen der Kompagnie-Ordonnanz entgegen, welche die Briefe von der Post holt. Doch nichts Absonderliches bringt mir die Post. Einen herzlichen Brief meiner Frau, voller Sehnsucht nach mir, die ersten Schreibversuche meines Buben — sonst nichts, was mein banges Gefühl gerechtfertigt hätte.

Der Brief meiner Frau, die wenigen Zeilen meines Jungen, das hat mich weich und sehnsüchtig gestimmt. Jetzt sitze ich da und starre hinaus auf die wogenden Fliederbüsche, hinauf zum klaren, lichten Frühlingshimmel, an dem die ersten Schwalben ihre Kreise ziehen, und weiter hinaus nach dem Wald, der drüben in dunkler Linie das Landschaftsbild abschließt. Unwillkürlich muß ich doch lächeln über die weiche, fast sentimentale Stimmung, welche mich überkommen. „Sie paßt nicht für Dich,“ spreche ich zu mir, „der Du den ganzen Krieg mit seinen Schrecken durchlebst. Der letzte Schuß in diesem Kriege ist gefallen und in wenig Wochen bist Du daheim bei Weib und Kind.“

Ich erhebe mich, zünde mir eine Zigarre an und gehe im Zimmer auf und ab, überlegend, was ich heute beginnen soll, nachdem ich den täglichen Kompagnieappell abgehalten habe. „Das Beste wird sein,“ so sage ich mir, „Du ladest Dir Deine beiden Lieutenants zum Mittagessen ein und trinkst mit ihnen einige Flaschen auf das Wohl der Heimath.“

Mein Feldwebel tritt in das Zimmer. „Ein sekretes Schreiben des Herrn Oberstlieutenant an den Herrn Hauptmann,“ meldet er.

Nichts gutes ahnend, öffnete ich das mit einem „Citissime“ versehene Schreiben. — Was war das? — Unmöglich — gerade am heutigen Tage? — Aber da steht es klar und deutlich! — Wahrhaftig, ein schönes Geburtstagsgeschenk!

Schweigend stecke ich das Schreiben in die Brusttasche. Es hilft nichts, dem Befehle muß gehorcht werden, so schwer es mir auch gerade heute wird.

„In einer halben Stunde steht die Kompagnie in feldmarschmäßigem Anzuge, der Mann fünf scharfe Patronen, auf dem Appellplatze zum Abmarsch bereit. Ich werde die Leute auf dem Marsche selbst mit unserem Auftrage bekannt machen. Also in einer halben Stunde muß Alles zum Abmarsch bereit sein.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Der Feldwebel entfernte sich mit nachdenklichem Gesicht. Eine solche Geheimnißkrämerei seines Hauptmanns ihm gegenüber ist ihm wahrscheinlich während seiner ganzen Dienstzeit noch nicht vorgekommen. Nach wenig Augenblicken ertönt das Sammelsignal unserer Kompagnie; ich rufe meinen Burschen und ertheile ihm die nöthigen Befehle. In zehn Minuten steht mein Brauner vor der Thür, ich schwinde mich in den Sattel und reite zum Sammelplatz. Dort ist Lieutenant Berner, mein jüngster Kompagnie-Offizier, schon eingetroffen.

„Ich glaubte, es sei heute Ruhetag . . . der Herr Hauptmann hatten doch befohlen . . .“

„Der Hauptmann denkt, der Bataillonskommandeur lenkt, mein lieber Berner.“

„So hat der Herr Oberstlieutenant diese Uebung befohlen?“

„Eine schöne Uebung! Da, lesen Sie.“

Das fröhliche Gesicht des Lieutenants nimmt einen ernstesten Ausdruck beim Lesen des Bataillonsbefehls an.

„Das ist gerade kein angenehmes Kommando,“ meint er dann.

„Dafür bin ich der jüngste Hauptmann im Bataillon. Sie aber, lieber Berner, werden den schwersten Theil der heutigen Aufgabe zu erfüllen haben.“

Immer tiefer senkt sich das Haupt meines jüngsten Lieutenants bei der nun folgenden Instruktion meinerseits. Schweigend legte er die Hand an den Helm und nimmt mit einem Seufzer seinen Platz am rechten Flügel der Kompagnie ein. Premierlieutenant von Braydies ist mittlerweile eingetroffen; auch er vernimmt mit tiefem Ernst meine Instruktion.

„Die Kompagnie mit drei Zügen zu je 20 Rotten zur Stelle,“ meldet der Feldwebel.

„Stillgestanden! — Das Gewehr — über! Mit Sektionen rechts schwenk — marsch — halt! — Zugweise antreten! — Ohne Tritt . . .“

„Erster Zug — marsch!“ erschallt das Kommando meines „Jüngsten“ und hinaus geht es in den herrlichen Frühlingsmorgen dem maiengrünen Walde zu. Die Tamboure schlagen, die Pfeifer blasen einen lustigen Marsch, aber schweigend und in Gedanken versunken reite ich an der Spitze der Kompagnie und schweigend marschiren meine beiden Lieutenants mir zur Seite. Die Trommeln und Pfeifen verstummen, tiefes Schweigen herrscht auch unter den Mannschaften. Der lichte, glänzende, thauschimmernde, duftende Frühlingsmorgen ist wie geschaffen zu Lust und Freude, aber die Soldaten scheinen durch die Schweigsamkeit ihrer Offiziere angesteckt zu sein, ein fröhliches Lied will heute nicht von ihren Lippen kommen.

„Was mag der „Alte“ nur haben?“ so flüsterten sie untereinander. Der Eine rath auf eine Felddienstübung, der Andere auf die Bestrafung eines widerspenstigen Maires, aber Niemand weiß sich den Zweck der mitge-



nommenen scharfen Patronen zu erklären; selbst der sonst allwissende Feldwebel zuckt auf die Fragen der Unteroffiziere stumm mit den Schultern.

Der Wald ist erreicht. Von goldenem Sonnenschein überfluthet liegt er da im frischen grünen Maienschmuck. Waldmeister, Veilchen und wilde Rosen entsenden ihre zarten Düfte und träumerisch nicken die breiten Wedel der Farren dort unten in dem feuchten Grunde. In den Zweigen der Bäume aber jubilirt die gefiederte Sängerschaar dem herrlichen Frühlingsmorgen entgegen. Wie schön, wie schön ist die Welt!

Der Weg mündet auf eine sonnenüberfluthete Waldwiese. Tausend Blumen blühen hier — bunte Schmetterlinge gaukeln über den Blüthen und glitzernde Käfer huschen durch das dichte Gewirr der Grashalme. An dem jenseitigen Rand der Wiese äßen einige schlanke Rehe. Jetzt heben sie den zierlichen Kopf, äugen uns groß an, werfen das Geweih in den Nacken und verschwinden mit flüchtigen Sätzen in dem Dickicht. Ein Häher guckt neugierig von dem Ast einer knorrigen Eiche auf uns herab; dann breitet er seine bunten Schwingen aus und flüchtet mit lautem Schrei tiefer in die grüne Wildniß. An dem lichten Himmel über der sonnigen Waldbläße schwebt ein Falke. Jetzt stößt er einen schrillen Pfiff aus; bewegt in ruhigem Takt die Fittiche und entschwindet in nebelblauer Ferne.

„Bataillon halt! — Gewehr — ab!“ Erwartungsvoll blickt ein Jeder auf mich.

„Füsilier, wir haben heute einen schweren Auftrag auszuführen; aber nichts ist dem Soldaten zu schwer im Dienste seines Königs und Kriegsherrn. Wir haben das letzte Wort zu sprechen in dem Prozeß gegen zwei vom falschen Patriotismus irregeleitete Franzosen. Zwei junge Burschen sind es, welche einen deutschen Posten menschlins überfallen haben, — um 11 Uhr heute Vor-

mittag werden die beiden Verurtheilten hier von uns erschossen werden.“ —

Eine leichte Bewegung geht durch die Reihen der Kompagnie, wie wenn der Abendwind durch die Büsche streicht. Jetzt kennt man den Zweck der scharfen Patronen! — Athemlose Stille herrscht wieder in der Kompagnie. Ich selbst erschrecke fast über den Klang meiner Stimme, als ich fortfahre:

„Herr Lieutenant Berner, ziehen Sie Ihre Leute vor zur Exekution. — Herr Lieutenant von Brandies, setzen Sie zur Absperrung des Platzes die nöthigen Posten aus.“

Die Offiziere salutiren schweigend und thun nach dem Befehl.

Es ist ein heißer Tag geworden. Die Sonne ist höher und höher gestiegen und drückende Schwüle lagert jetzt über der Waldbölze. Die Stimmen der Vögel sind verstummt, nur das Summen der Käfer und Fliegen unterbricht die tiefe Stille. Da taucht in dem Waldwege ein Reitertrupp auf, welcher einen geschlossenen Wagen eskortirt. Der Auditeur ist es mit einem Zug Dragoner; in dem Wagen befinden sich die beiden Unglücklichen; ein Priester begleitet sie auf ihrem letzten Wege.

Jetzt steigen sie aus! — Zwei junge Burschen mit blauen Blousen, mit blassen, aber trozigen Gesichtern. Der Priester spricht ihnen tröstend zu, sie achten kaum auf die frommen Worte, sie sehen kaum das Bild des Gekreuzigten, das der Priester mit zitternden Händen emporhebt, sie starren trozig und düster in den sonnen-durchschimmerten Wald.

Der Auditeur verliest das Urtheil des Kriegsgerichts. Ein Zittern fliegt jetzt durch die Gestalten der Unglücklichen, sie küssen das Bild des Gekreuzigten, zum letzten Mal blicken sie auf zur leuchtenden Sonne, dann legt sich die Binde über ihre Augen . . . da erschallt schon

Das gedämpfte Kommando des Lieutenants Berner. „Legt an — Feuer!“ — Die Salve krachte — ein Schrei — nieder stürzen die Verurtheilten — zwei heiße Herzen haben aufgehört zu schlagen. — — — Der Priester kniet weinend neben den Leichen nieder und betet ein stilles „De Profundis“. —

Todtenstill ruhet der frühlingsgrüne Wald! Die Strahlen der Mittagssonne huschen über zwei frische Gräber am Rande der blumigen Wiese.

Schweigend marschirt die Kompagnie nach dem Städtchen zurück. Ich mache dem Kommandeur Meldung über die Ausführung seines Befehls.

Diesen Geburtstag werde ich mein Leben lang nicht vergessen.

\*

\*

\*

Am folgenden Tage wurde der Friede zu Frankfurt am Main unterzeichnet. Die Salve auf der Waldblöße dort im Norden Frankreichs waren die letzten Schüsse in dem großen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. — —

## Auf dem Felde der Ehre!

„Ja, Kinder, das sind jetzt zwanzig Jahre und ich stand damals als Gefreiter bei den Husaren. Heiß genug ging es her in den Augusttagen anno 1870.“

„Erzählt einmal, Vater, wie Ihr die französische Fahne erobert habt.“

„Nun erobert hab' ich sie grade nicht — Ehre, dem Ehre gebühret, selbst wenn er uns auf dem Schlachtfeld als Feind gegenüber gestanden hat. Mit der französischen Fahne verhielt es sich aber folgendermaßen.“

Vater Wedekind lehnte sich behaglich gegen den dicken Stamm der Linde, unter der die Bank stand, und blickte eine kleine Weile in das verglimmende Abendroth hinaus, während sich die Kinder um ihn scharten und auch einige Nachbarn näher heranrückten. Man wußte im ganzen Dorfe, welche schöne Kriegsgeschichten Vater Wedekind erzählen konnte, der anno '66 bereits den Krieg in Böhmen mitgemacht hatte und im Jahre 70 wieder mit gegen die Franzosen gezogen war. Die Denkmünzen, das eiserne Kreuz auf der Brust und eine hübsche tiefe Narbe über das ganze Gesicht zeigten an, daß Konrad Wedekind ein tapferer Soldat gewesen war. Nachdem der alte Husar seine Pfeife frisch gestopft und in Brand gesteckt hatte, hub er an zu erzählen.

„Es war am 16. August bei Mars-la-Tour. Die Sonne brannte heiß auf die zerstampften Aecker und

Felder nieder und manch braver Bursche sank erschöpft zusammen, ehe er das Schlachtfeld erreichte. Aber es half nichts. Vorwärts! war die Losung. Der Fuchs Bazaine mußte in dem Loch bei Metz festgehalten werden, bis König Wilhelm mit der Hauptarmee herankam und so warfen sich denn die Truppen in das Gefecht, wie sie auf dem Schlachtfeld ankamen. Die braven Burschen von der Infanterie bißen sich fest, wie die tapferen Jagdhunde, die den Fuchs an den Ohren gefaßt haben; die Artillerie fuhr im Galopp die Anhöhen hinauf, um sofort abzuproben; nur für uns Husaren gab es vorerst nichts zu thun. Aber das sollte auch noch anders werden.

Die Uebermacht der Feinde war zu groß; unsere Artillerie hatte sich fast verschossen, die Infanterie mußte das gewonnene Terrain wieder aufgeben und wich hier und da langsam zurück. Da war es Zeit für uns, einzuhauen!

Wir Husaren hielten gedeckt hinter einem Hügel, ungeduldig auf einen Befehl zum Eingreifen wartend. Unser Kommandeur hatte mit seinem Adjutanten und dem Trompeter auf dem Hügel Posto gefaßt. Ich sehe ihn vor mir, wie er da saß im Sattel, kerzengrade, nur den grauen Kopf mit dem langen Schnauzbart, leicht nach vorn gebeugt, die scharfen blauen Augen auf das dampfende Gewühl der Schlacht gerichtet. Zuweilen scharrte sein dunkelbrauner Trakehner leicht mit dem Hufe oder schüttelte wie unwillig über das lange Warten den Kopf; sonst stand das Pferd ebenso unbeweglich wie sein Herr inmitten des tobenden, brüllenden Schlachtenlärms, während sich der junge, muthige Fuchs des Adjutanten oft hoch aufbäumte bei den krachenden Donnerschlägen, und der Trömpeterschimmel scheinbar geduldig ergeben in das unvermeidliche Schicksal still dastand, mit angelegten Ohren und scheuen Auges nach den aufleuchtenden Blitzen der Batterien schielend.

Jetzt richtete sich die straffe Gestalt des Obersten höher empor; er schwenkte den Säbel in der Luft; der Trompeter blies das Trabsignal; „Trra-a-ab!“ hallte das Kommando an der Kolonne entlang und rasselnd und schnaubend setzte sich das Regiment in Bewegung. Wir folgten den Säbelwinken unseres Oberst. Ueber den Kamm des Hügels hinweg ging es in den Grund, wo vor Kurzem ein erbitterter Kampf getobt. Die ersten feindlichen Granaten schlugen in das Regiment. Stöhnend stürzten einige Gäule nieder. Der feuchte Wiesengrund war besäet mit Todten und Verwundeten, Preußen und Franzosen bunt durcheinander. Unsere Infanterie hatte die Franzosen von einer Stellung zur anderen getrieben; jetzt aber rang sie dort an der gegenüberliegenden, sanft ansteigenden Anhöhe mit übermächtigen Kräften; ihr Angriff stockte; sie fluthete theilweise schon zurück. Das scharfe Auge unseres Obersten hatte die blitzenden Schwadronen der französischen Kürassiere bemerkt, die sich auf unsere erschöpfte Infanterie stürzen wollten. Er zog sich näher heran, um sich diesem Ansturm der Panzerreiter entgegenzuwerfen. Aber noch war der richtige Zeitpunkt nicht gekommen. Im Trabe rückten wir näher vor, unbemerkt von den französischen Reitern. Hinter einem dichten Erlengebüsch ließ er nun die Gäule sich einen Augenblick verschnaufen.

Ein Bach durchfloß das Erlengebüsch. Mehrere Verwundete hatten sich hierher geschleppt; ein graubärtiger französischer Sergeant lag fast zur Hälfte in dem Bache, das Wasser spülte über seine Beine und seinen Unterkörper hinweg; sein todtenbleiches Haupt ruhte mit geschlossenen Augen in dem feuchten Gras des Ufers; aus einer Brustwunde sickerte langsam das Blut.

„Der arme Kerl,“ sagte mein Lieutenant. „Steigen Sie doch einmal ab und heben Sie den Mann auf's Trockene, er ertrinkt ja sonst noch in dem Sumpfe.“

Ich sprang aus dem Sattel und wollte den alten Sergeanten aus dem Wasser ziehen. Er schlug die Augen auf und sah mich finster an. Dann wehrte er meine Hülfe heftig ab.

„Laß mich, Kamerad — ich bin so durstig,“ stöhnte er.

Ich wollte ihm zu trinken geben — da schmetterten die Trompeten — ich sah, wie der Oberst mit seinem Adjutanten davon jagte — es war kein Moment zu verlieren. Das Galoppsignal erklang wieder und wieder — ich sprang in den Sattel — „Schenkel 'ran, Schenkel 'ran — laß' ihn laufen, was er kann!“ — und mit brausendem Hurrah und geschwungenem Säbel prasselten wir in den Feind.“

Der alte Husar machte eine Pause und schaute wie in Erinnerung verloren lächelnd in die Weite. Blutig rothe Wolken thürmten sich im Westen auf; einzelne blitzende Sonnenstrahlen schossen daraus hervor wie scharf gezückte Schwerter und das dumpfe Murren eines Gewitters erklang gleich fernem Schlachtdonner. Im Kreise der Zuschauer herrschte tiefe Stille. Manchem jungen Burschen, der demnächst auch des Königs Ehrenkleid anziehen sollte, klopfte das Herz vor kriegerischem Verlangen und die Kinder hingen mit großen Augen und offenem Munde an den Lippen des Erzählers.

„Kinder,“ hub der alte Husar wieder an und athmete tief auf, „solch' einen Ritt muß man selbst mitgemacht haben, um ihn sich vorzustellen. Die Pferde schnauben und greifen wie rasend aus, daß Staub und Steine einherfliegen! Die Klinge blitzen im Sonnenlicht! Die Trompeten schmettern! Das Kleingewehrfeuer knattert unaufhörlich, die dumpfen Donnerschläge der Artillerie frachen dazwischen — und jetzt prallen die Regimenter zusammen — der leichte Husarensäbel gegen den schweren Kürassierpallasch — die Klinge kreuzen sich blitzschnell — die Hiebe sausen — rasch bückt man sich, um dem Hiebe des wuchtigen Pallasch auszuweichen — drängt

seinen schneidigen Ostpreußen an den schweren Gaul des Kürassiers und ehe dieser zum neuen Hiebe ausholen kanu, fährt ihm der Säbel blitzschnell in die Brust, da, wo an der Schulter der Küras eine unbedeckte Stelle bietet.

„Hurrah! hurrah! Es lebe der König!“ Die Kürassiere sind geworfen. Weiter geht die wilde Jagd durch die Linien der Infanterie hindurch auf die Batterie zu. Tod und Verderben speien die Geschütze — vorwärts! hinein in die Batterie! die Bedienung niedergehauen — weiter — weiter — dort hält der Marschall mit glänzender, goldstrozender Suite! Schon sind wir in seiner Nähe! Der Marschall selbst zieht den Degen — unser Oberst schlägt ihm den Degen aus der Faust — streckt schon die Hand aus, um den Marschall zu ergreifen — da zerschmettert eine Pistolenkugel seinen Arm — wie eine Wetterwolke braust der Ansturm neuer feindlicher Kavallerie heran — wir können nicht widerstehen — die Trompeten blasen das Rückzugssignal — zurück — zurück!\*) —

In dem feuchten Wiesengrunde neben dem Erlengebüsch sammelten wir uns wieder. Viele von uns fehlten, aber wir hatten unserer Infanterie Luft geschafft, die jetzt wieder mit frischen Kräften vordringen konnte.

„Abgefessen!“ ertönte das Kommando.

Wie die Pferde schnauften und wie die Flanken schlugen nach der wilden Jagd! Der Dampf stieg von ihnen auf; die Mästern glühten und die Augen sprühten Feuer. Ungestim wogte auch unsere Brust auf und ab. Unser Herz klopfte zum Zerspringen, die Zunge klebte uns am Gaumen! Das war ein Ritt! Ich werd' ihn mein Leben tag nicht vergessen!

Wir warfen uns neben dem Bach nieder und Pferde

---

\*) In der Schlacht bei Mars-la-Tour drang das braunschv. Husarenregiment bei einer Attacke bis zu dem Standpunkt des Marschall Bazaine vor, der um ein Haar in die Gefangenschaft gerathen wäre. Vergl. das Generalstabswerk. D. Verf.



und Husaren schlürften gierig das Wasser, wenn es auch mit Blut und Schmutz vermischt war.

Ich wollte meine Flasche füllen, um sie meinem Lieutenant zu geben. Da — wahrhaftig, da lag der alte französische Sergeant noch im Wasser, jetzt aber fast bis zur Brust von den Wellen überfluthet!

„Er ist todt, der arme Bursche,“ sagte mein Lieutenant, „zieh ihn heraus; er ist im Todeskampfe in's Wasser gesunken.“

Ich zog den starren Körper an das Ufer; die Beine schienen sich in irgend einen Gegenstand verwickelt zu haben; ich beugte mich tiefer hinab, griff in das Wasser und zog den Gegenstand heraus.

„Alle Wetter! Das ist ja eine französische Fahne!“ rief mein Lieutenant.

Und richtig, es war ein zerfektes Fahnentuch, an dem noch die Splitter der Stange hingen! Der alte Sergeant hatte sich, als er verwundet niedergesunken war, hierher in das Gebüsch geschleppt und, um die Fahne zu retten, sich daraufgelegt. Deshalb wehrte er mich so energisch ab, als ich ihn aus dem Wasser herausziehen wollte! Jetzt konnte der arme Kerl sich nicht mehr sträuben und die Fahne, die er so treu und tapfer vertheidigt, fiel nun doch in unsere Hände.“

„Braver Bursche,“ sagte mein Lieutenant, indem er den starren, nassen Körper des alten Sergeanten mit einem Mantel bedeckte, „das heißt wahrlich auf dem Felde der Ehre gestorben!“ — —

Das Fahnentuch ward dem französischen Regiment zurückgestellt; bei der Uebergabe von Mex fiel es wieder in unsere Hände.

„Ich habe viele Todte gesehen, Kinder,“ so beendete der alte Husar seine Erzählung, „aber das bleiche stolze Antlitz des grauen Sergeanten mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der zerschossenen Brust steht mir noch heute vor Augen. . .“

---

## Im Manöver.

Es war mehrere Jahre nach dem großen Kriege, der uns Metz, Straßburg und das schöne Elsaß-Lothringen zurückgewonnen hatte. Ich stand als junger Premierlieutenant in Metz und führte zum ersten Mal für meinen erkrankten Hauptmann die Kompanie im Manöver.

Die Gegend, in welcher dieses Jahr das Manöver unserer Division stattfand, war den meisten von uns noch von den ersten Zeiten des Krieges her bekannt. Dort hinter jener Hecke hatten unsere Schützen gelegen und sich mit dem Feinde herumgeschossen. In diesem elenden Neste hatten wir wochenlang als Vorposten gehaust. In jenem großen Dorfe hatte in bequemen Quartieren der Stab gelegen und in jenem weitläufigen Landsitz, der so vornehmruhig inmitten des grünen Parkes dalag, war ein Feldlazareth errichtet worden, das auch mich, als Leichtverwundeten, eine zeitlang beherbergt hatte.

Mit Interesse betrachtete ich das Schloß, Chateau Bonnefontaine, an welches mich eine wehmüthige Erinnerung knüpfte. In demselben Zimmer, in dem ich als Leichtverwundeter gelegen, war auch ein durch einen Granatsplitter schwerverletzter französischer Artillerieoffizier untergebracht. Das Geschloß hatte ihm die Brust zerissen; schwer leidend, mit geschlossenen Augen lag er meistens da, nur dann und wann einige röchelnde Worte hervorstoßend. Dann hatte ich ihm den erfrischenden

Trank an die Lippen geführt oder seine Kissen zurechtgerückt, wofür er mir mit einem innigen Blick seiner großen dunklen Augen dankte. Sprechen konnte er kaum noch; an eine Heilung war nicht zu denken gewesen, und nach wenigen Tagen verschied er in meinen Armen, nachdem er noch mit größter Anstrengung einige Abschiedsworte an seine Eltern auf ein Papier gekritzelt und mir zur Besorgung übergeben hatte. Sein letzter Seufzer war gewesen: „Ma pauvre mère!“ In dem Parke, der das Schloß umgab, hatten wir ihn begraben; er mußte aus guter vornehmer Familie gewesen sein, doch hatte ich seinen Namen im Laufe der Zeit wieder vergessen; sein Grab im Parke schmückte nur ein einfaches Kreuz mit den Worten: „Hier ruht ein tapferer französischer Offizier.“

An dieses einsame Grab im Parke von Bonnefontaine dachte ich heute unwillkürlich wieder, als wir auf der staubigen Heerstraße, müde und matt von den Uebungen des heißen Morgens, unseren Quartieren entgegen gezogen. Das große Dorf zur Seite und das etwa eine Viertelstunde entfernt liegende Schloß Bonnefontaine war unser heutiges Rantonement, in dem wir einen Ruhetag verleben sollten.

Jetzt tauchten an dem Kreuzungspunkte der großen Straße und des Feldweges, welcher zu dem Dorfe führte, die Fouriere und Quartiermacher auf. Neues Leben kam in die Kolonne, noch einen kurzen Marsch und wir hatten für 48 Stunden Ruhe. Die Quartiermacher eilten an der Kolonne entlang und vertheilten die Quartierbilletts.

„Herr Premier, Sie kommen mit der Hälfte Ihrer Kompagnie nach Chateau Bonnefontaine,“ sagte der Fourieroffizier zu mir, während er mir die Quartierbilletts einhändigte. „Ein feines Quartier! Nobler Mann, dieser Marquis de Lambremont auf dem Schloß! Und

nun erst seine Frau und Tochter!! Na, Sie werden ja selbst sehen!”

Er eilte weiter. Ich aber war ganz zufrieden damit, daß ich mein altes Kriegsquartier einmal wiedersehen sollte.

Nach zwanzig Minuten war Schloß Bonnefontaine erreicht. Ich entließ auf dem Schloßhof die Mannschaften und begab mich in das Schloß, auf dessen Veranda mich der Herr des Hauses, Marquis de Lambremont, alt, weißbärtig, ein französischer Edelmann vom Kopf bis zum Fuß, mit gemessener Würde empfing.

„Monsieur le Comandant,“ sprach er zu mir, „wird die Güte haben, nach einer Viertelstunde im Speisesaal zu erscheinen. Das Déjeuner wird dann servirt sein.“

Das fängt gut an, dachte ich. Gleich nach dem Eintreffen ein Frühstück, das läßt man sich schon gefallen. Rasch kleidete ich mich um und begab mich in den Speisesaal.

Ja, das sah hier jetzt ganz anders aus, wie zur Zeit des Krieges! Damals kahle Wände, blutbeschmutzte Strohlager, härtige Krieger mit blutigen Bandagen, jetzt überall behaglicher Luxus und vornehmer Komfort. Der Herr Marquis schien nicht sehr durch den Krieg gelitten zu haben.

Im Speisesaal empfing mich der Marquis und stellte mich seiner Gattin vor, einer zierlichen und doch vollen Gestalt, deren freundlich vornehmes, sanft geröthetes Antlitz schneeweiße Locken umrahmten. Sie trug ein schwarzes Atlaskleid, um den Hals eine feine goldene Kette, an der ein kleines Kreuz hing.

Wir nahmen an dem vornehm gedeckten Tisch Platz, und der Diener trug eine verdeckte Schüssel auf.

„Sie werden hungrig und durstig sein, mon commandant,“ meinte der alte Marquis und schenkte mir ein Glas goldigfunkelnden Wein ein. „Bitte, nehmen Sie sich.“

Die alte Dame hob den Deckel von der Schüssel und sagte, indem ein leises, spöttisches Lächeln um ihren noch immer hübschen Mund huschte: „Wenn Monsieur unser einfaches Essen nur behagt. Leider können wir Monsieur heute kein Fleisch vorsetzen, es ist Freitag.“

O weh! Richtig, wir hatten heute Freitag und die strengkatholische Familie des Marquis hielt die Fastengebote mit peinlicher Strenge. Doch es gab ja auch sehr schmackhafte Fastengerichte, so tröstete ich mich im Stillen, während ich verbindlich lächelte und sagte, daß ich auch den Fastengerichten von Madame la Marquise alle Gerechtigkeit widerfahren lassen würde.

„Oh, je sais bien,“ erwiderte lächelnd die alte Dame, „daß die Herren Soldaten die Fastenspeisen nicht lieben. Mon pauvre Gaston hielt auch niemals die Fastengebote.“

„Madame haben einen Sohn in der französischen Armee?“

„Il est mort,“ entgegnete kurz der Marquis, während seine Gattin ernst auf den Teller niederblickte, „im Kriege gefallen.“

„Ach, ich bedaure sehr . . . .“

Eine peinliche Pause trat ein, in der ich mich vergebens bemühte, dem Fastengericht, aus Kartoffeln und einer Zwiebelsauce bestehend, Geschmack abzugewinnen. Da erinnerte ich mich, daß ja noch eine Tochter im Hause sein mußte.

„Madame werden sicherlich an Ihrer Fräulein Tochter Trost für den schweren Verlust gefunden haben,“ nahm ich das Gespräch wieder auf. Ueberrascht und, wie mir schien, etwas misstrauisch, sahen mich die Alten an.

„Meine Tochter — oui — meine Tochter — la pauvre fille! — Sie ist lahm — sie kann ihr Zimmer nicht verlassen.“

Während sonst die Marquise mit leichter Sicherheit sprach, stieß sie diese Worte, wie in großer Verlegenheit,

stotternd heraus, indeß ein tiefes Roth ihre Wangen umfluthete. Auch bemerkte ich, wie sie ihrem Gatten einen Blick des Einverständnisses zuwarf. Halt! dachte ich, hier ist irgend etwas nicht in Ordnung! Der Sappermentsfourieroffizier hat mir gesagt, daß hier eine schöne Tochter sei, und jetzt soll sie krank und lahm sein? Da stimmt irgend etwas nicht! — Doch konnte ich die Angelegenheit nicht weiter verfolgen, da meine Aufmerksamkeit jetzt durch ein zweites Gericht in Anspruch genommen wurde, welches allerdings noch schwerer definirbar und für mich noch weniger genießbar war, als das erste. Im Stillen seufzend über Mißgeschick würgte ich einige Bissen hinunter, mich im Uebrigen an den vortrefflichen Wein und das weiße knusperige Brod haltend. Nach kurzer Zeit hob Madame la Marquise die Tafel auf und wir zogen uns in unsere Gemächer zurück.

Was nun anfangen den langen Nachmittag und Abend? Nach dem Dorfe zurückgehen und mit den Kameraden Scat spielen? Dazu hatte ich keine Lust. Schlafen konnte ich nicht, da ich in meiner Eigenschaft als Kompagnieführer zu Pferde gegessen hatte und in Folge dessen keine Müdigkeit verspürte. Ich beneidete jetzt fast die Lieutenants um diese herrliche Müdigkeit, die in einem tiefen, stundenlangen Schlafe alle Mühseligkeiten selbst eines Manövers vergessen macht. — Was also beginnen? — Da fiel mir jener junge französische Offizier wieder ein, der hier in meinen Armen gestorben war und den wir im Park an einer schattigen Stelle begraben hatten. Ich wollte versuchen, das Grab des braven französischen Kameraden zu finden, und machte mich sofort auf den Weg.

Eine Cigarre dampfend schlenderte ich behaglich die schattigen, vielverschlungenen Pfade des Parkes entlang, welcher sich an die hintere Fassade des Schlosses anlehnte und von einer hohen Mauer begrenzt, eine bedeutende

Ausdehnung besaß. Die goldene Herbstsonne schimmerte durch das Laub, welches hier und da bereits anfang, sich in die bunten Farben des Herbstes zu kleiden. Aus den blauen Lüften tönte bisweilen ein seltsamer Laut, vielleicht der Schrei der wilden Gänse oder der Kraniche, welche dem warmen Süden zustrebten. Weiße Fäden führte der leichte, laue Wind mit sich, um sie sanft auf die Wunden zu legen, welche die Sense des Schnitters der treuen Mutter Erde geschlagen. Aus weiter Ferne drang öfter der scharfe Knall eines Schusses in die stille grüne Einsamkeit, war doch die Jagd eröffnet und begegnete man fast auf Schritt und Tritt den die Stoppelfelder und Wiesen absuchenden Jägern. Ein Hund bellte dann und wann, ein Hahn krächte, die Uhr des Dorfkirchthurmes schlug knarrend die fünfte Nachmittagsstunde — dann war wieder alles still! Wie in Dornröschens Schloß kam ich mir vor in dieser grünen Einsamkeit des Parkes, dessen Anlagen und Gebüsch schon seit Langem die Scheere oder das Messer des Gärtners nicht gesehen hatten.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich in dem Park umhergeirrt sein, ohne daß es mir möglich gewesen war, das Grab aufzufinden. Ich wollte mich eben ermüdet auf eine Bank niederlassen, als mein Ohr den Ton einer jugendlichen, weiblichen Stimme vernahm, welche ein französisches Liedchen sang.

Rasch eile ich einen schmalen Pfad entlang der sanften Stimme nach. Das Gebüsch öffnet sich zu einem freien, halbrunden Platz, den die knorrigen Aeste einer alten Eiche überschatten, das Grab des französischen Offiziers liegt vor mir. Aber meine Augen bleiben gebannt auf der lieblichen Erscheinung eines jungen Mädchens haften, welches neben dem Grabe kniet, das Kreuz mit einem Rosenkranze umwindet und dabei mit kindlichen Lippen ihr Liedchen trällert. „Dornröschen!“ so flüstert unwill-

fürlich mein Mund und athemlos bleibe ich stehen. Doch jetzt erhebt sich das junge Mädchen und schüttelt einzelne Rosenblätter von ihrem weißen, duftigen Sommerkleide. Ich mache einen Schritt vorwärts, die Jungfrau hört mich, wendet sich um und blickt mich erschrocken mit großen, kindlichen, tiefblauen Augen an, während ein zartes Roth ihren schneeigen Hals und die runden Wangen überhaucht.

„Verzeihen Sie, Mademoiselle“, stotterte ich verlegen, „ich suchte das Grab eines Freundes . . . .“

„Vous êtes Prussien, Monsieur — und dieses hier ist das Grab eines französischen Offiziers.“ Stolz richtete sich die schlanke Gestalt des jungen Mädchens empor, während die kleine weiße Hand die dunklen Locken von der klaren Stirn strich.

„Ich weiß es. Aber dies ist dennoch das Grab, welches ich suche; denn der französische Offizier, den wir hier begruben, war mein Freund — er starb hier im Schloß Bonnesfontaine in meinen Armen.“

„Wie?! — Sie — Sie — mein Herr — wären jener deutsche Offizier, von dem uns mein armer Bruder in seinem letzten Briefe geschrieben, daß er ihn wie ein Bruder und Freund gepflegt? — — O ich danke Ihnen, mein Herr!“

Das entzückende Wesen eilte auf mich zu und reichte mir beide Händchen, die ich ehrfurchtsvoll an die Lippen führte.

„Aber, mein Fräulein, ist es wirklich Ihr Bruder, welcher hier ruht?“

„Sicherlich! — Wir haben die genauesten Erkundigungen eingezogen. Gaston de Lambremont, Lieutenant im 1. Artillerie-Regiment . . . .“

„de Lambremont?! So wäre mein armer Kamerad ein Sohn dieses Hauses!“

„Gewiß.“

„Und Sie — Sie sind seine Schwester?!“



„Sicherlich, mein Herr! Marguerite de Lambermont...“

„Und Sie haben keine Geschwister mehr?“

„Nein, mein Herr . . . .“

„Und Sie sind nicht lahm und krank?“

„Mais, monsieur . . . .“

Jetzt konnte ich mich nicht mehr bezwingen, ich mußte laut auflachen. Mademoiselle Marguerite mochte mich wohl für verrückt halten, denn sie wich schon einige Schritte zurück.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein“, rief ich dann, „wenn Sie mich hier an diesem Plage so lustig sehen. Aber Ihre Frau Mama hat mir da eine Geschichte von Ihnen erzählt, Sie sollten krank und lahm sein und Ihr Zimmer nicht verlassen können — und jetzt sehe ich Sie in schönster Gesundheitsblüthe vor mir stehen. Fürchten Sie sich denn so vor den bösen Preußen, daß Sie gar nicht zum Vorschein kommen wollten?“

Jetzt war die Reihe verlegen zu werden an Mademoiselle Marguerite. Sie schlug die Augen zu Boden, daß die schwarzen Wimpern einen langen Schatten auf ihre zarten Wangen warfen; dann hob sie die tiefblauen Augensterne wieder zu mir empor, einen Augenblick schien sie nicht recht zu wissen, ob sie weinen oder lachen sollte, dann aber rief sie fröhlich lachend aus:

„Sie haben recht; es war zu thöricht von Mama, daß sie mir befahl, mich nicht zu zeigen, so lange die Einquartierung im Schlosse sei. Aber jetzt, wo ich Sie als den Freund meines armen Bruders erkannt habe, gilt dieser Befehl nicht mehr. Auch die Eltern müssen Sie als den letzten Freund Gastons kennen lernen und Sie müssen uns recht viel von den letzten Tagen Gastons erzählen. Kommen Sie — o ich fürchte mich gar nicht vor den Preußen — Kommen Sie nur!“

Und wie ein schlankes Reh huschte Sie durch das Gebüsch, daß ich ihr kaum zu folgen vermochte. — —

Noch jetzt, nach langen Jahren, stehen mir die erstaunten Gesichter des steifen Marquis und der würdigen Madame la Marquise vor Augen, welche sie machten, als ihre Tochter in Begleitung des preussischen Offiziers in den Speisesaal stürmte, sich den Eltern an die Brust warf und rief: „Mama! Papa! Der Herr da ist der Freund unseres armen Gaston! Er hat ihn hier gepflegt und hat ihn an jenem schönen Platz beerdigen lassen! Ist es nicht so, Monsieur?“

Ich konnte nur nochmals wiederholen, daß es sich in der That so verhalte, und beschwichtigte dadurch einigermaßen den Unmuth der beiden Alten. Ja, wir wurden im Laufe des Abends noch recht gute Freunde, als ich immer und immer wieder von den letzten Stunden des Sohnes erzählte. Ich glaube sogar, ich habe etwas hinzuphantasirt; denn die mit Thränen gefüllten Augen der Mutter, welche noch immer ihren einzigen Sohn beweinte, baten so flehentlich um jede kleinste Nachricht, der alte Marquis holte in seinem dankbaren Eifer eine bessere Flasche Wein nach der anderen aus seinem Keller und Mademoiselle Marguerite vor Allem lauschte mit solch gespannter Aufmerksamkeit meinen Worten, daß ich mich immer auf neue Einzelheiten aus jener Zeit besann und sie in beredter Weise vortrug. Davon, daß Mademoiselle Marguerite sich aus meiner gefährlichen Nähe wieder zurückziehen sollte, war keine Rede mehr; ja, Madame la Marquise überwand sogar aus Dankbarkeit gegen mich ihre religiösen Bedenken und ließ mir zum Souper eine ganz vortreffliche Hammelkeule braten.

Am folgenden Tage besuchten wir gemeinsam Gastons Grab und schlossen hier noch fester Freundschaft.

„Wir reisen für den Winter nach Paris,“ sagte Herr de Lambremont, „aber im Frühling müssen Sie uns wieder hier besuchen und dann auf längere Zeit unser Gast sein.“

Da die Marquise sich dieser Bitte anschloß und Marguerite mir verlegen lächelnd zunickte, so gab ich gern das Versprechen, im Frühling Chateau Bonnefontaine mit meinem Besuche zu beehren.

Und ich habe mein Versprechen gehalten! Kaum daß die ersten Beilchen ihre duftenden Kelche erschlossen, nahm ich Urlaub und fuhr nach dem Schloß. Mit herzlicher Freundlichkeit ward ich empfangen, Marguerite war noch weit schöner geworden, und so konnte man es mir gewiß nicht verdenken, daß ich, als wir einstmals wieder an Gastons Grabe zusammen auf der Bank saßen, vor ihr niedersank auf die Knie und sie um ihre kleine, weiße Hand bat. Sie sagte nicht nein und nicht ja, aber keine Antwort ist auch eine Antwort, und jubelnd schloß ich sie in meine Arme und küßte der hold Erröthenden die warmen zuckenden Lippen. Sie ward mein liebes, süßes, kleines Frauchen, fürchtet sich gar nicht mehr vor dem „gros prussien“ und zankt bisweilen nur ein Weniges, wenn ich mich ganz und gar nicht an die Fastenregeln gewöhnen kann.

Unser ältester Bube aber führt, obgleich er schon voll Stolz die preussische Kadettenuniform trägt, den echt französischen Namen Gaston.

29285

---

Druck von W. Formetter in Berlin.

---



